

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 115 (2019)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Comptes rendus de livres

Barfuss, Thomas: Authentische Kulissen. Graubünden und die Inszenierung der Alpen.

Baden: hier + jetzt, 2018, 288 S., Ill.

In *Authentische Kulissen* untersucht Thomas Barfuss, wie sich die alpinen Inszenierungsmuster in Graubünden seit Beginn des 20. Jahrhunderts verändert haben. Das Buch entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes des Instituts für Kulturforschung Graubünden (IKG). Ausgangspunkt war «die Idee, alpine Orte zu erforschen, die als Brennpunkte von Verkehr oder Kommerz zwar vielen Leuten bekannt sind, ohne dass sie aber bisher das Interesse der Kulturforschung geweckt hätten» (S. 9). Mit dem fast gleichzeitigen Erscheinen des jedoch mehr als Materialsammlung angelegten Buches *Das Hyperdorf. Guarda, Samnaun Dorf und das Outlet in Landquart als Dorfmodelle für Graubünden?* (2017) von Donat Caduff erfahren solche Orte nun gleich doppelte Aufmerksamkeit.

Barfuss' Buch ist in mehrere Ebenen unterteilt: Nach einer Einleitung, die theoretische Ansätze und Begriffe (er)klärt (Inszenierung, Authentizität, Tourismus, Raum) und in einer vorwegnehmenden Zusammenfassung einen historischen Abriss über die verschiedenen alpinen Inszenierungsschübe gibt, wechseln sich

im umfassenden Hauptteil «Ortungen»- und «Kontext»-Kapitel ab. In den «Ortungen» erzählt Barfuss im Stile ethnografischer Vignetten detailliert und verdichtet von seinen Erkundungen der konkreten Orte, die am Anfang der Studie standen: der Grenzort Campocologno im Puschlav, ein zwischen Eisenbahn und Autobahn eingeklemmter Bauernhof in Chur West, die Autobahnrasstätte Heidiland, die Route in den Süden von Chur über respektive durch den San Bernardino ins Misox, das Fashion Outlet beim Bahnhof Landquart, das Dorf Samnaun, der künstliche «Parkplatz-See» Lai Barnagn in Savognin sowie das 2016 eröffnete Schellen-Ursli-Haus im Europapark Rust. In die reportageartigen Texte finden vor Ort gemachte Beobachtungen und Autoethnografisches ebenso wie Interviewzitate und viele weitere recherchierte Materialien Eingang. Eingeleitet werden die «Ortungen» jeweils mit einigen Fotografien von Daniel Rohner.

In den Kontextkapiteln fokussiert Barfuss einzelne der bei den Ortungen «aufgestöberten Themen», um sie «begrifflich zu entwickeln und sie in ihrer geschichtlichen Gewordenheit zu reflektieren», ohne dabei jedoch den Anspruch zu haben, «die Ortungen erschöpfend zu erklären oder ihnen bis in ihre kontingenaten Details hinein zu folgen» (S. 8). Die Kontextkapitel vertiefen dabei zugleich einzelne Aspekte der in

der Einleitung überblicksartig erzählten Geschichte der verschiedenen alpinen Inszenierungsschübe, die Graubünden seit Beginn des 20. Jahrhunderts erfassten. Diese Geschichte teilt Barfuss in drei Phasen ein:

Er setzt ein im Jahre 1905, dem Gründungsjahr des Bündner wie auch des Schweizer Heimatschutzes, die antraten, «den durch die moderne Entwicklung verwirrten Geschmack des Volkes wieder zurechtzurücken» (S. 18). Fortschritt durfte und sollte dieser Auffassung nach stattfinden, jedoch in den Schranken der bisherigen Ordnung und Tradition. Daraus erwuchs ein Diskurs, der mit den Kategorien «echt» und «falsch» operierte und «ein folklorisiertes Bild von Heimat, das festgemacht wird an einzelnen Zeichen schöner Natur und alter Überlieferung» (S. 19), förderte. Der in dieser Phase stattfindende Inszenierungsschub lässt sich als Popularisierung eines Heimatstils umschreiben, bei dem teilweise auch innovative Lösungen gefunden wurden, die alte Formensprache und neue Nutzungen verbanden. Höhepunkt der heimatlichen Inszenierung in Graubünden in jener Zeit war Guarda, wo ein ganzes Dorf in seiner typischen alten Bauart wiederhergestellt wurde.

Die zweite Periode umfasst die fordristische Nachkriegszeit (1945–1985), in der sich die alpinen Gebiete zu Komplementärräumen des boomenden Werkplatzes wandeln und so über den Tourismus am Wirtschaftsaufschwung teilhaben. Viele Dörfer werden innerhalb von wenigen Jahren umgestaltet: Sie wachsen und es etabliert sich ein rustikaler Baustil. Eine wichtige Rolle in dieser Entwicklung spielt auch der Autobahnbau ab den 1960er-Jahren. Dieser rückt Graubünden näher an potenzielle Gäste aus der Metropole und hat – um die vorbeirauschenden Gäste zum Verweilen zu locken – «ein neues Mass an warenästhetischer Inszenierung zur Folge» (S. 71). Zunehmend gerät diese fordristische

Freizeitkulisse jedoch als falscher Schein in die Kritik, als das intakte Bergdorf sich zur «Zweit-Agglomeration» (S. 31) entwickelt. Barfuss illustriert dieses «Böse Erwachen um 1980» (Kapitel 2) unter anderem mit dem Film *Reisender Krieger* (1981) des Pontresiners Christian Schocher, der «ein verunsichertes Land, dessen Erscheinung am Ende des Wirtschaftswunders nicht mehr zu den Bildern passen will, die sich seine Bewohner von ihm zu machen gewohnt sind» (S. 89), zeigt.

In der dritten Periode schliesslich werden die Alpen Teil einer Art Inszenierungsspirale im globalen Kontext eines postfordistischen Place-Makings: «Reiht das Standortmarketing den Ort in die beliebige Austauschbarkeit einer Ware auf dem Markt ein, so werden [...] Geschichte und Kultur zu wichtigen Ressourcen, um der Ware das Leben unverwechselbarer Authentizität einzuhauen.» (S. 218) Immer schwieriger wird es dabei, zwischen echt und unecht zu unterscheiden, denn in dieser «Hyperrealität» vertritt die Kopie «nicht mehr bloss das abwesende Original, sondern tritt als bessere, weil realistischere Variante an dessen Stelle» (S. 248). Diese touristische Überformung der Wirklichkeit zeigt Barfuss unter anderem am Beispiel von Maienfeld, wo die literarische Realitätskonstruktion von Heidi zur touristischen Unmittelbarkeit gesteigert wird und die Grenzen von Kopie und Original unscharf werden.

Auch die Tourismusbranche selbst denkt Authentizität mittlerweile nicht mehr als objektive, sondern als konstruktive Authentizität, wie Barfuss festhält. In seinem Fazit schlägt der Autor eine mögliche Haltung vor, die wir als kritisch Beobachtende in einem solchen Umfeld zu Authentizität einnehmen können: «[E]s empfiehlt sich, stets zu fragen: Wer hat diese Linie [zwischen Original und Kopie, zwischen echt und unecht] gezogen und zu welchem Zweck?» (S. 277) Gerade weil sich Hyperrea-

litäten dadurch auszeichnen, dass sie «über den engeren touristischen Rahmen deutlich hinaus[reichen]» und «auf alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche[n]» (S. 216) übergreifen, ist dies angezeigt: Postfordistisches Place-Making bedeutet oft auch, dass alles und jede_r ausgeschlossen oder beseitigt wird, der/die/das nicht zur Marke, nicht ins Bild passt, wie Barfuss am Beispiel des Kampfes von Touristikern und Touristen gegen den Bau eines Transitzentrums für Asylbewerbende in Laax aufzeigt.

Gerade in der heutigen Zeit, in der – nicht zuletzt als Alternative zum Winter-tourismus – vermehrt Kulturförderung als Tourismusförderung zur Diskussion steht, leistet dieses Buch einen wichtigen Beitrag. Barfuss gibt keine einfachen, keine eindeutigen Antworten darauf, was von einem solchen Kulturtourismus zu halten ist – denn die gibt es nicht. Stattdessen gibt er seinen Lesenden Denkanstösse und Werkzeuge an die Hand, um den gegenwärtigen kulturellen Inwertsetzungsschub bei der Vermarktung der Alpen kritisch-konstruktiv begleiten zu können: Zum einen bietet er mit den selbst detailliert untersuchten Beispielen zahlreiche Vergleichsmöglichkeiten an. Zum anderen vermittelt Barfuss den Lesenden Begrifflichkeiten, die helfen, diese Entwicklung zu fassen und zu deuten. Dabei handelt es sich vorwiegend um Begriffe von Dritten (wie etwa Marc Augés «Nicht-Orte» oder Jean Baudrillards und Umberto Ecos «Hyperrealitäten»), die er in einer eigenen Auslegung sinnvoll zur Analyse alpiner Inszenierungsschübe operationalisiert. Daneben hätte man sich hier als Leser_in von Barfuss vermehrt die Schaffung eigener Begrifflichkeiten sowie eine genauere Ausarbeitung eigener Begriffe (wie beispielsweise der «Zweit-Agglomeration») gewünscht. Dass die Lektüre dieses Buches insgesamt zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit und Sensibilisierung für die Mechanismen und Wirkungen alpiner Inszenierungen führt, stellt

man bereits beim Lesen fest: In den dazwischengeschobenen, deskriptiver gehaltenen «Ortungen» und insbesondere auch in den sie begleitenden Fotografien entdeckt man zunehmend selbst mehr Aspekte und stellt mit dem Fortschreiten der Lektüre immer mehr und neue Fragen an sie.

ELISA FRANK

Betz, Gregor J.: Ronald Hitzler, Arne Niederbacher und Lisa Schäfer (Hg.): Hybride Events. Zur Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen.
Springer VS: Wiesbaden 2017, 340 S.

Betz, Gregor J.: Vergnügter Protest: Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams.
Springer VS: Wiesbaden 2016, 299 S.

Ist Hybridität *en vogue*? Ja – allerdings schon eine ganze Weile! Bereits in den 1990er-Jahren war in der Konsumforschung von widersprüchlich handelnden ‹hybriden Konsumenten› die Rede, und seit dem Latour-Boom wird, wenn es um Mensch-Ding-Beziehungen geht, von ‹Hybriden› gesprochen. Vor eineinhalb Jahrzehnten konstatiert Joachim Westerbarkey (2004) die verstärkte Durchmischung konventioneller Inhalte und Formen in Life-style-Vermittlung, beinahe ebenso alt ist der von Anne Koch (2006) geprägte Begriff der ‹Religionshybride›. Etwa zeitgleich spricht Kien Nghi Ha (2005) von einem *Hype um Hybridität* und deutet mit seiner Wortwahl an, dass der eine oder die andere des ‹Hybriden› bereits überdrüssig geworden ist – vor 15 Jahren! Warum also noch zwei Bücher zu Hybridität? Nun ja, die Frage ist berechtigt ...

Überflüssig sind die beiden Bücher gleichwohl nicht, ja, sie sind sogar inspirierend, zumal für Lesende, die sich mit zeitgenössischen Formen politischer Artikulation und von Festen beschäftigen. Dies gilt

für Betz' Monografie, mit Einschränkungen auch für den Sammelband, wobei beide Bücher inhaltlich miteinander korrespondieren, weil sie im Rahmen desselben Projekts (Institut für Soziologie, TU Dortmund, abgeschlossen 2017) entstanden sind und der Autor der Monografie (zugleich Dissertation) Erstherausgeber des Sammelbandes ist. Dieser ist das Dokument einer im Rahmen des Projekts durchgeführten Tagung und umfasst 21 Beiträge. Für den Rezessenten hat sich gerade diese Fülle des Materials insofern als Herausforderung erwiesen, als er spätestens nach der Lektüre der Hälfte der Beiträge begriffen hat, dass sich viele – um nicht zu sagen ‹alle› – Kulturerscheinungen unter dem Gesichtspunkt der Hybridität diskutieren lassen. Überrascht hat ihn das allerdings nicht. Denn verhandeln die Ethnowissenschaften ihre ‹Gegenstände› nicht schon einige Zeit in ihrer Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit? Thomas Krons Einsicht, wonach sich die Soziologie – traditionell Wissenschaft der Idealtypusbildung – neu aufstellen und der Kontingenz gegenwärtiger Gesellschaften Rechnung tragen müsse und sich, um hybride Phänomene «modellieren» zu können, einer «fuzzy logic» bedienen solle, die integrierend und mit unendlich wertigen Unterscheidungen arbeitet (Betz et al., S. 31), liest man aus kulturanthropologischer Perspektive entsprechend gerne, kommt dann aber ins Grübeln darüber, ob es der Kultur- und Sozialanthropologie nicht schon länger darum geht, wofür die aus der Mathematik entlehnte «fuzzy logic» steht: die präzise Erfassung des Unpräzisen (Zadeh 1965, S. 338). Nicht umsonst spricht Markus Tauschek – neben Peter Hinrichs der einzige im Band vertretene Kulturanthropologe – in seinem Beitrag über ein Event der Gothic-Szene davon, dass Hybridität aus kulturtheoretischer Perspektive «Normalzustand» sei (Betz et al., S. 276).

Sieht man davon ab, dass sich Krons Aufruf auf innere Angelegenheiten der

Soziologie bezieht, hat seine Forderung für die Logik des Sammelbands Relevanz, basiert der grösste Teil der Beiträge doch auf empirischen Arbeiten, die Krons Forderung mehr oder minder deutlich abbilden. Grundlegend ist dabei das Verständnis von Events als von Menschen absichtsvoll inszenierte Ereignisse. ‹Hybrid› würden die Events dann, wenn sie mindestens zwei *verschiedene* Ereignisformen – etwa Ernst und Spass – miteinander vereinten (S. 1). Grundlegend sind auch Winfried Gebhards Überlegungen zum «Verschwinden der festlichen Freiheit», die freilich Spuren retrospektiver Verklärung aufweisen, versteht Gebhard doch heutige Events – kontrastiv zu ‹traditionellen› Festen und Feiern, die von Rausch und Exzess auf der einen und Pathos auf der anderen Seite gekennzeichnet gewesen seien – als «organisiert, gesteuert, kontrolliert und damit diszipliniert» (S. 45). Ignoriert man, dass sich diese Dichotomisierung von ‹Früher› und ‹Heute› im Licht historisch-anthropologischer Forschungen zu (Weihnachts-)Fest und Fasnacht nur bedingt aufrechterhalten liesse, so markiert die Gegenüberstellung von Geschichte und Gegenwart eine Problemstellung, die das Buch insgesamt betrifft: Wenn nämlich Nikola Baković die Genese eines Festes in Jugoslawien zwischen Tito-Kult und Massenunterhaltung untersucht (S. 51–61), wenn Theresa Jacobs im Abgleich ‹grosser Geschichtsschreibung› mit ‹kleinen Geschichten› die hybride Wahrnehmung einer Feier des ‹Sorbischen› zu DDR-Zeiten beschreibt (S. 63–76) und sich Hans-Georg Soeffner mit der Neunutzung eines Plakats zum Film *High Noon* durch Solidarność im polnischen Wahlkampf von 1989 auseinandersetzt (S. 77–93), stellt sich die Frage, ob Hybridität tatsächlich ein Merkmal der *Gegenwartsgesellschaft* ist, wie Kron eingangs ausführt. Und spätestens an Gunther Schendels Beitrag (S. 139–155), der das Herrmannsburger Missionsfest als

Hybrid aus «Gottesdienst, Volksfest, Finanzierungs- und Legitimationsinstrument» (S. 140) der Missionsanstalt versteht, wird deutlich, dass die im Untertitel des Buches getroffene Festlegung auf die «Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen» (Hervorhebung Peter Hörz) ihre Tücken hat, denn das Missionsfest wurde 1851 begründet. Besonders kreativ bringt den Hybridgedanken übrigens Martin Prischning in seinem Beitrag über die Bewältigung einer Amokfahrt, die sich 2015 in Graz ereignet und zu mehreren Toten geführt hat, zur Anwendung (S. 95–120): Zum einen, weil hier das im Buch überwiegend fokussierte Feld ‹freundlicher› Events verlassen und ein ‹dunkles› Ereignis aufgegriffen wird. Zum anderen, weil es – entgegen der im Beitragstitel geweckten Erwartung – nicht nur um Trauerrituale und Schrecknissbewältigung, sondern auch um den Terrorakt selbst geht: Dieser sei mit der herkömmlichen Dichotomie – pathologisch handelnder Einzeltäter versus politischer Terror – nicht zu fassen (S. 101) und somit als hybrides Ereignis zu begreifen.

Kann der Rezensent seine hybride Ja-aber-Positionierung zum Sammelband schwer verhehlen, so fällt sein Urteil über Betz' Monografie eindeutiger aus – zu gunsten des Buchs. Dies liegt schon darin begründet, dass Betz die Gedankenfigur des Hybriden zu der These zuspitzt, dass sich in jüngeren Formen politischer Artikulation im öffentlichen Raum der Ernst politischer Forderungen mit Elementen der Unterhaltung und des freudvollen Momenterlebnisses verbindet. An dieser guten Idee arbeitet sich der Autor ab, indem er zunächst zum Thema führt (S. 1–8) und – den Stand der Forschung bilanzierend (S. 8–15) – deutlich macht, dass Emotionen im Kontext der Bewegungsforschung sehr wohl untersucht worden seien, was aber primär für ‹negative› Gefühle – Wut, Ärger – und erst in zweiter Linie für Spass und Freude gelte. Diese ‹positiven› Emotionen aber seien in

der Bewegungsforschung bislang unterschätzt und allenfalls verkürzt dargestellt worden – etwa unter dem Gesichtspunkt ihrer mobilisierenden Funktion (S. 4 f.). In den anschliessenden Ausführungen zum methodischen Vorgehen macht Betz deutlich, dass er beobachtet, Primärmaterialien ausgewertet und Interviews geführt hat, und «Beschreiben», «Verstehen», und «Erklären» will (S. 25–49). Das gewonnene Material ausschöpfend, illustriert der Autor sodann anhand der «Nachttanzdemo» der Kampagne «DU It Yourself», der «Schnippeldisko» der «Slow Food-Jugend» und zweier jüngerer gewerkschaftlicher Protestereignisse, wie Spass und Politik in diesen Events in eins fallen (S. 41–270). Dabei werden die Lesenden ebenso ‹mitgenommen› wie in der nachvollziehbaren Darstellung der Analyseschritte des Autors. Deutlich wird, dass das Versprechen von ‹Spass› von den Veranstaltenden instrumentell eingesetzt wird, weil die Teilnehmenden ‹Spass› erwarten (S. 271 f.). Da aber die Teilnehmenden nicht an ‹irgendetwas› teilnehmen, sondern an spezifischen *politisierten* Events, bietet sich eine Deutung an, die die «Korrosion vorgezeichneter Lebenswege» bei gleichzeitig wachsender Zahl an Lebensoptionen und die hieraus resultierende Suche nach Sinn und Sicherheit in Gemeinschaften in den Blick nimmt: «Soziale Bewegungen machen nun – zwar meist diffuse, aber emotionalisierte und Identität stiftende, die gesellschaftliche Komplexität vermeintlich reduzierende und schnell erfahrbare – Sinnangebote.» (S. 281) Vor diesem Hintergrund erteilt der Autor Romeiss-Strackes (2003) *Abschied von der Spaßgesellschaft* eine Absage, weil die Teilnehmenden zwar Spass erwarteten, zugleich aber auch dessen Überhöhung durch «Sinn» (S. 282) einfordern.

Bilanz: Mit *Vergnügter Protest* hat Betz die Idee des ‹Hybriden› für eine Facette der Diskussion um die angebliche Entpolitisierung breiter Gesellschaftssegmente

nutzbar gemacht, wobei die Monografie zeigt, dass – wie Tauschek im Sammelband äussert (S. 276) – der Gedanke der ‹Hybridität› dann von Wert sein kann, wenn es um die Beschreibung von Transformationsprozessen geht.

Bemerkenswert übrigens: Auf der Wikipedia-Seite ‹Hybrides Event› wird als Beispiel für das Phänomen an erster Stelle der ‹Christopher Street Day› genannt. Nicht ohne Grund, denn das überaus erfolgreiche Event kann durchaus als Prototyp ‹spassigen› Protests begriffen werden. Grossräumig umfahren wird diese Facette der Thematik gleichwohl in beiden Büchern.

Erwähnte Literatur

- Ha, Kien Nghi (2005): Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld.
- Koch, Anne (2006): ‹Religionshybride› Gegenwart. Religionswissenschaftliche Analyse anhand des Harry-Potter-Phänomens. In: Zeitschrift für Religionswissenschaft 14, 1, S. 1–23.
- Westerbarkey, Joachim (2004): Sinnsurrogate auf Abruf. Aktuelle Trends medialer Lifestyle-Vermittlung. In: Communicatio Socialis 37, 4, S. 113–126.
- Zadeh, Lofti A. (1965): Fuzzy sets. In: Information and Control 8, 3, S. 338–353.

PETER HOERZ

Dietrich, Gerd: *Kulturgeschichte der DDR*.

Bde. I–III. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018, 2429 S.

Zwei deutsche Staaten: Bayern wurde im 19. Jahrhundert ein Königsreich von Napoleons Gnaden mit einem «gemilderten Fortschritt» und kontrollierter Demokratie, mit Sozialreformansätzen eines Baron Rumford und Ständestaatsträumen eines Wilhelm Heinrich Riehl, mit 1848er-Revolutionären und der autoritären, erziehungsdiktatorischen Kunstwelt eines Richard Wagner, mit

einer Zensurbehörde, zu der auch Thomas Mann gehört, und mit den Traumwelten und Skandalen eines seine Autorität immer mehr verlierenden Königs Ludwig II.? Wie würde es aussehen, wenn jemand den Versuch unternähme, die Kulturgeschichte dieses Bayern von 1815 bis 1918 darzustellen? Für die DDR mit nicht weniger Konfliktpotenzial hat Gerd Dietrich eine dreibändige Kulturgeschichte mit fortlaufenden 2429 (!) Seiten geschrieben.

Drei «Gedächtnisformen» sind für diesen Staat nach der Übernahme in die BRD 1990 erst einmal dominant: Die der *Diktatur*, die des *Arrangements* und – eher verblassend – die des dort erreichten relativen *Fortschritts* (S. XIV). Zunächst galt nach 1989: «Wer nicht – politisch korrekt – von Diktatur und Repression sprach, durfte sich auch nicht über Leben und Denken der Ostdeutschen äußern.» (S. XVIII f.) Aber «eine methodisch kontrollierte und theoretisch reflektierte Zeitgeschichte kommt mit einfachen moralischen Rastern nicht aus. Zweiieinhalb Jahrzehnte nach dem Ende der DDR wird ein differenzierter Blick in die Geschichte verlangt. Keine Perspektive, die einseitig Opfer- oder Tätererfahrungen artikuliert, sondern ein Interpretationsansatz, der Entwicklungsoffen und historisch-kritisch die relative Normalität des Lebens in der DDR beschreibt, einer Gesellschaft, die nicht in der diktatorischen Herrschaft aufging und ihren Eigensinn und -wert besaß.» (S. XIX)

Die zwei Teile Deutschlands – die Bundesrepublik, hervorgehend aus den Besatzungszonen der Westalliierten, und die DDR aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) – sind Faustpfänder der Siegermächte. Nach der historischen und humanitären Katastrophe des Nationalsozialismus wird in allen Besatzungszonen Deutschlands mit «Re-Education» experimentiert. In der SBZ geschieht dies mit besonderen Akzenten, zunächst bezogen auf deutsche (deutschsprachige) National-

kultur. Stalin hat, indem er Nationen ein historisches Recht zubilligte, den Weg für eine Kulturpolitik (und damit sind die programmatischen Vorgaben für alle Künste gemeint) mit besonderem Akzent auf die kulturellen Leistungen von deutscher Klassik, Dichtung und politischer Philosophie gelegt. Das Denken aus dem Geist des Humanismus und der Klassik wird verbunden mit dem Programm der Erziehung zum sozialistischen Menschen.

Die kulturelle Entwicklung in SBZ und DDR ist beeinflusst von den Versuchen der Macht Sicherung im Kalten Krieg (und die waren verbunden mit hier nicht erwähnten harten Opfern und Verfolgungen), deswegen werden «Amerikanisierung», Existenzialismus und «Revisionismus» (S. 281, 284) bekämpft, schliesslich wird mit dem kaum spezifizierbaren «Formalismus»-Vorwurf, bezogen auf die Einflüsse der Moderne (S. 405), ein Generalverdacht gegen Künste (S. 443) erhoben. Sie werden der Politik untergeordnet (S. 413) und der Zensur (S. 345, 461) unterworfen. In der BRD ist Antikommunismus in vielen Bereichen prägend. Diese weltpolitischen Zusammenhänge darf man als Rahmenbedingungen nicht vergessen, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie kulturelle Entwicklungen geprägt werden: Die Politik mischt in zentralen Fragen mit.

Es gibt immer wieder Reformfenster mit Auswirkungen auf die Kulturpolitik: Die Stalin-Note vom 11. März 1955 (S. 332) schlägt noch einmal ein wiedervereinigtes, aber bündnispolitisch neutrales Deutschland vor. Mit diesen Bedingungen schliesst Österreich 1956 einen Staatsvertrag mit der Verpflichtung zur «immerwährender Neutralität» ab, der bis nach 1990 gilt. 1954 werden mit den Pariser Verträgen die NATO-Bindung der BRD (1955) (S. 619) und damit die Teilung Deutschlands festgeschrieben.

Kurswechsel und Tauwetter: Der Lernschock vom 17. Juni 1953 – eines

Aufstandes trotz zurückgenommener Normen (sie waren des Druckes der Rüstung wegen erhöht worden) – führt dazu, dass auf die Zustimmung der Arbeiterschaft in der «arbeiterlichen Gesellschaft» (S. 490) Rücksicht genommen werden muss. Das Motto «Schuften und Genießen» (S. 499) wird legitim.

Das «sozialistische Lager» fühlt sich trotz der Euphorie angesichts des ersten sowjetischen Satelliten «Sputnik» 1957 bedroht (S. 817). Es gibt in der Kulturpolitik (in der immer auch für die Gesellschaftspolitik dominierende Interpretationen stattfinden) viele verwirrende Strategiewechsel. Im Umgang mit den «Kreativen» ist es ein Wechsel zwischen der Eiszeit einer Dogmatisierung und «Tauwetter» nach dem Tod von Stalin am 5. März 1953 (S. 478). Aber erst Chruschtschow leitet 1956 auf dem XX. Parteitag die Entstalinisierung ein (S. 631). Es wird zu viel administriert, zu wenig überzeugt, sagt der aus der US-Emigration zurückgekehrte Schriftsteller Stefan Heym (S. 496). Die Menschen wollen gehört werden (S. 497) – noch im September 1989 stossen Inge und Stefan Heym auf dieses Motiv, als sie im Aufnahmelager Giessen 1989 ausgewanderte DDR-Bürger interviewen: «Wissen sie, ich akzeptiere jeden Menschen und auch jede Meinung, aber ich möchte auch akzeptiert werden mit meiner Meinung.» (Zitiert S. 2205 f.)

«Die Unterdrückung und Gängelung des Geistes hatte katastrophale Folgen», betont Ernst Bloch 1965: «Wir haben keine unverwechselbare Kulturpolitik des Marxismus. Das geht weit über das Fehlen des linken Naturrechts hinaus. Dadurch hat man einen dauernden Ökonomismus und eine ausschließliche Politisierung als Marxismus betrachtet.» (Zitiert S. 796) Das ist die Kulturblindheit des politischen Marxismus, die in der DDR erst durch die Kulturwissenschaft relativiert wird (siehe unten).

Welch ein Leben muss das gewesen sein, ständig bedacht darauf, nicht ideologisch unangenehm aufzufallen? Die Künstlerinnen und Künstler, insbesondere die Schreibenden, litten wohl besonders darunter. Der erste Band endet unter einem Titel von Bert Brechts «Verschrottung unentbehrlicher Leute» (S. 759–783) mit einer bedrückenden Liste zu früh verstorbener Kulturvertreter.

Im internationalen Kultauraustausch versucht die DDR Imagepolitik zu betreiben. Die BRD bricht die Beziehungen zu Staaten ab, die die DDR anerkennen (Hallstein-Doktrin). Das schränkt ein. Der Volkskundler Wolfgang Jacobitz kann in Zypern einmal eine Ausstellung gestalten, weil es dort zeitweise eine DDR-Vertretung gibt. Nur mit Mühe können deutsche Wissenschaftler aus Ost und West gemeinsam auftreten. Später gibt es dank der internationalen Politik immer wieder «Reformfenster» mit Auswirkungen auf die Kulturpolitik. Der Grundlagenvertrag 1972 zwischen BRD und DDR (S. 1448) erleichtert Manches. Von «friedlicher Koexistenz» und «friedensfähigem Kapitalismus» kann jetzt gesprochen werden. Die Friedensbewegung (S. 1728) und die Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Helsinki (KSZE) 1975 schaffen neue Möglichkeiten. 1987 einigen sich bundesdeutsche Sozialdemokratische Partei (SPD) und DDR-SED (Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, hervorgegangen aus der geförderten Vereinigung von SPD und KPD) auf ein Dokument (S. 1931), das von gemeinsamer Verantwortung für die Sicherung des Friedens spricht und beiden Staaten wechselseitig Veränderungsfähigkeit zugesteht. Auswirkungen auf den Umgang mit den Akteuren in der Kulturszene haben Perestroika und Gorbatjow: «Ich bin kein Kommunist, aber er ist der erste kommunistische Staatsmann, der sagt, was wir seit vierzig Jahren wissen.» So zitiert der Dramatiker Heiner

Müller 1988 einen Taxifahrer aus der DDR (S. 1935).

Rudolf Bahro veröffentlicht 1977 seine «sozialistische Systemkritik» ausserhalb der DDR in Köln (S. 1715). Der Westen greift seine Thesen gern auf. Grenzen der Toleranz werden deutlich am Beispiel von Robert Havemann, der seit 1976 unter Hausarrest steht, und von Wolf Biermann: Dieser tritt am 13. November 1976 in Köln mit seinen kritischen Liedern auf und wird am 16. November ausgebürgert (S. 1568). Das hat lokal und international ein ausserordentliches Echo. Stephan Hermlin und viele andere DDR-Autoren protestieren. Langmut und Differenz (S. 1788) werden nach der Biermann-Affäre versprochen (S. 1789), aber es gibt Parteistrafen (wie die Katholische Kirche leistet sich die SED eine eigene interne Justiz). Gleichzeitig werden das Ministerium für Staatsicherheit (MfS) und das System der Informellen Mitarbeiter (IM) ausgebaut (S. 1792). «Bevormundung, Entmündigung und Entrechtung» (Helmut Hanke, zitiert, S. 2335) sind in vielen Bereichen prägend für die DDR. Sie «hat immer alles aufgeschoben» (Christa Wolf, zitiert S. 2336) und auf die Zukunft vertröstet (nicht anders als die Anhänger der konservativen Tea-Party in den USA, wie Arlie Russell Hochschild 2017 herausgefunden hat).

Bedenken muss man: «[...] ein Leben ist doch nur unter den vorgefundenen Bedingungen zu führen. Selbst wer die Bedingungen in der DDR ablehnte, hatte nur dieses eine Leben. Von keinem Ostdeutschen konnte das Bekenntnis erwartet werden, es sei besser gewesen, es nicht gelebt zu haben, was die Konsequenz der tragischen Erzählung wäre.» (S. 2332)

Ein «paternalistisches Sozialstaatsmodell» hat sich nach Überwindung der Not entwickelt. Es erfährt dann eine «Untertunnelung durch inoffizielle Strukturen» (S. 2336) und ist, so Dietrich, nach der Übernahme durch die Bundesrepublik

einem «Schwall des Übels» in einem «Crashkurs in postmodernem Wirtschaftsgebaren» (S. 2340 f.) ausgesetzt, der zu einer «faktischen Entwertung alles im Osten Gewachsenen» (S. 2344) führt. Dabei könnten, so zitiert der Autor einen Text von Jürgen Kocka von 1995, die Ostdeutschen ins künftige Gesamtdeutschland manches einbringen: «Die Sensibilität für soziale Belange, Übung in nicht-marktförmigen Beziehungen, einen wohltuenden Stil der Bescheidenheit, Nachdenklichkeit, Qualifikationen und Fleiß, dazu das Bewusstsein, eine Volksbewegung zu beträchtlichem Erfolg geführt zu haben.» (Zitiert S. 2345)

Der Autor und das Werk: All diese Rahmenbedingungen sind zu berücksichtigen, wenn man die sozialkulturellen Prozesse in den nur gut vierzig Jahren der DDR betrachtet. Der Autor Gerd Dietrich (Jahrgang 1945) beginnt in der DDR als Hilfselektriker in Bitterfeld, ist dann wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED (Abteilung Geschichte nach 1945, Sektor 1945–1949), später tätig als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der 1991 «abgewickelten» Akademie der Wissenschaften der DDR, am Zentralinstitut für Geschichte, Institut für Geschichte, Bereich Kulturgeschichte/Volkskunde, dann von 1992 bis zur Emeritierung 2010 Hochschullehrer am Institut für Geschichtswissenschaft, Lehrstuhl Zeitgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin. Das vorliegende Werk ist gedruckt mit Unterstützung der deutschen Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Präsentiert werden viele Originalzitate von Autoren aus der jeweiligen Zeit und spätere Reflexionen oft der gleichen Autoren, aber auch aus einschlägiger Literatur der Zeit nach 1990. Der Autor fokussiert auf ideologisch-politische und intellektuelle Bereiche (Künste sowie Literatur – diese mit einer bewundernswerten Belesenheit). Aber alle Sparten des kulturellen Lebens,

der Gedenk- und Festkultur über Kino und Musik bis zu den Hochschulen werden abgehandelt. Über die Gliederung kann man sich dem Werk nähern: Jeder Band bezieht sich auf eine Phase (I Kultur in der Übergangsgesellschaft 1945 bis 1957, II Kultur in der Bildungsgesellschaft 1957–1976, III Kultur in der Konsumgesellschaft 1977–1990). Es gibt für jeden Band übersichtliche Inhaltverzeichnisse sowie zusammenfassende Schlusskapitel. Man kann die Auswahlbibliografie (S. 2365–2379) und das Personen- und Ortsregister (S. 2381–2429) nutzen. Ein nützliches, wenn auch eher unvollständiges Sachregister («Jugendweihe» zum Beispiel erscheint nur unter «Feiern/Übergangsriten») ist nur als Download zu haben (https://s3-eu-central-1.amazonaws.com/nbz-ncc-vur/media/pdf/97/25/40/EB_9783647301921_Sachregister.pdf).

Erbe, edukativ-paternalistische Kulturpolitik und Bitterfelder Weg: Im Titelbild des ersten Bandes ist zu sehen, wie Sowjetsoldaten die Mauer einreisen, mit der im Zweiten Weltkrieg das Goethe-Schiller-Denkmal am Weimarer Nationaltheater geschützt wird. In der Tradition der Arbeiterbewegung fühlen sich die SED-Politiker als Sachwalter des kulturellen Erbes (S. 961). Noch 1959 meint Walter Ulbricht (1893–1973), Generalsekretär der SED, Goethe habe einen dritten Teil des Faust nicht schreiben können, denn erst über hundert Jahre später hätten «alle Werktätigen der ‹DDR› begonnen, diesen dritten Teil des ‹Faust› mit ihrer Arbeit, mit ihrem Kampf für Frieden und Sozialismus zu schreiben» (S. 969). Hans Mayer erinnert, dass der späte Goethe ein Anhänger der Gedanken des utopischen Sozialisten Claude-Henri Saint-Simon (1760–1825) war, der rücksichtslos für eine wissenschaftsgeleitete Planung und Entfaltung der Produktivkräfte des Frühkapitalismus eintrat (S. 969). Er hat sie freilich mit der gleichen Distanz aufgegriffen, mit der er auch andere Einflüsse verarbeitet hat.

Gegen «die affirmative und normative Klassik-Rezeption» formiert sich später Widerstand (S. 1311).

Selbständigkeit und Selbstorganisation sind nach den NS-Erfahrungen nicht gefragt; die vorherige «Produktion des neuen Menschen» wird durch eine neue Umerziehung zu kompensieren versucht – in Ost und West. Auschwitz und Konzentrationslager sind in der DDR deutlicher als im Westen schon früh Gegenstand der Allgemeinbildung (S. 81). Vorherrschend ist eine penetrante (S. 436) edukative Tendenz mit gezielten Eingriffen. Auch der «Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands» (S. 92) ist da einbezogen.

Allgemeine Volksbeschimpfung nach dem Motto «Die Leute sind einfach reaktionär» kann geäussert werden (S. 220). Robert Havemann meint 1966: «Was hätte schon herauskommen können, wenn diese Leute das Recht gehabt hätten, frei für sich selbst zu entscheiden. Nein, sie mussten geleitet werden, ohne gefragt zu werden, von klugen, fortschrittlichen und selbstlosen Leuten. Erfüllt von unserem Sendungsbewusstsein hielten wir uns für die einzigen historisch Berufenen. Wir wurden zu Stalinisten, ohne es überhaupt zu merken.» (Aus seiner Biografie 1990, zitiert S. 180)

Das wird überwunden. Es entsteht eine Privilegien verteidigende, edukative Kulturpolitik, die zeitweise inquisitorische Züge annimmt, fortwährend Kompromisse und Unterwerfungsgesten verlangt (auch von Wolfgang Steinitz, S. 665). Auch die international geschätzte Schriftstellerin Anna Seghers (*Das siebte Kreuz*) wendet sich gegen autoritäre Haltungen (S. 936).

Jubiläumsehrungen von Goethe, Schiller und anderen belegen die breite Klassikrezeption. Im Zusammenhang mit dem Heine-Jubiläum werden dessen unbegründete Befürchtungen zitiert, in späteren Zeiten würden dank revolutionärer Bilderdörfer seine Gedichtbände als Einwickel-

papier enden (S. 752). Jubiläen wie 450 Jahre Reformation, Französische Revolution und Münzter-Jahr sind noch 1989 Gedenkanlässe (S. 2189). Sie aktualisieren das Revolutionsthema: Sind sie Lokomotiven der Geschichte oder eine Aufforderung, die Notbremse zu ziehen, wie Paul Klee und sein flüchtender «Engel der Geschichte» vielleicht nahelegen (S. 2200)?

Der «Bitterfelder Weg» ist 1959 eine von oben initiierte Kampagne (S. 847–849), anknüpfend an «Volkskorrespondenten» der Weimarer Republik (S. 850). «Die Realisierung jener Seite des Bitterfelder Weges, nach der die Berufsschriftsteller ihr Leben ändern und in die Betriebe gehen sollten, um anschließend das ‹Heldenatum der Arbeit› literarisch zu feiern, erwies sich als viel problematischer als die Bewegung der schreibenden Arbeiter selbst» (S. 1027). Die Schriftsteller konnten «dem utopischen Aspekt des Bitterfelder Wegs von der Wiederbelebung der künstlerischen Betätigung aller Menschen» vielleicht noch folgen, nicht aber dem «antiintellektuellen Aspekt» der «schematischen Doktrin des sozialistischen Realismus» (S. 1011) mit dem geforderten «positiven Helden» (S. 1016) und dem Kampf gegen die Moderne.

Programm ist die Gleichberechtigung von Mann und Frau, aber die in der Literatur oft themisierte weibliche Perspektive (S. 1816) erinnert an die realen Probleme. Elfriede Brüning mit ihren Romanen und Reportagen aus dem realen und oft bedrückenden Alltag der Frauen taucht bei Dietrich nur ganz am Rande auf. (S. 149, vgl. die Rezension zu Kebirs Biografie über Elfriede Brüning SAVK 114, 2, 2018)

Für «Atheismus und Dialektik mit und ohne Dogma» (S. 984) sind Sozialismus und Religion keine Gegensätze, aber die Beziehungen zwischen Staat und Kirche sind lange Zeit prekär, nicht zuletzt wegen der Militärseelsorge der Evangelischen Kirche in der BRD (Dibelius-Debatte S. 989) und

nach der Selbstverbrennung des Pfarrers Brüsewitz (S. 1405).

Die Ästhetik des Widerstands von Peter Weiss, bei Suhrkamp in Frankfurt am Main 1975 erschienen und damals von den Linken im Westen wegen der unideologischen Darstellung der Geschichte der sozialistischen Bewegung im 20. Jahrhundert viel gelesen, wird 1983 in einer Auflage von fünftausend Exemplaren gedruckt (S. 1847).

Umweltschutz gehört nicht zum Programm. Bei dem turbulenten Schriftstellerkongress von 1987 wird nur dem Schriftsteller Jurij Koch aus der in der DDR nicht mehr diskriminierten slawischen Minderheit der Sorben «erlaubt, von der Beschädigung der Landschaft und dem Raubbau durch die Braunkohlenindustrie zu sprechen» (S. 2019). Das Umweltthema kommt trotz Gorbatschow sonst kaum zur Sprache. Erst die kirchlichen Friedens- und Umweltaktivitäten machen es zu ihrem Thema.

Wohlfahrtsstaat und Prosperität:
Für den angestrebten Sozialismus ist der Kerngedanke, «dass das kooperative Produzieren, aber auch das Verhältnis zu den natürlichen Existenzbedingungen, bewusst und rationell gestaltet wird durch einen kollektiven, aus Sachargumenten geformten Willen. So wie der Mensch imstande ist, durch Selbstbewusstsein und Vernunft, Ziele autonom zu setzen und planvoll zu verwirklichen – so etwa stellte man sich auch die Gesellschaft vor» (S. 178). «Echte Ideale sind der allseitig ausgebildete Mensch oder das *Jedem nach seinen Bedürfnissen* oder die Gleichheit der Geschlechter, sie liegen in der Zukunft und zugleich im Nirgendwo, wir wissen, das kriegen wir nie und müssen es immer kriegen wollen.» (Peter Hacks, zitiert S. 797)

Nach den Gründergenerationen folgen die Aufbaugenerationen (S. 1001) mit sozialem Aufstieg und neuer Lebensweise und Konsumansprüchen einer neuen vergleichsweise eher bescheidenen Oberschicht (S. 1945). 1957 rollt in Zwickau der

Trabant als Kleinwagen für viele vom Band (S. 1163) – vorher werden in Eisenach und Zwickau andere Autos gebaut. Spezialläden für Waren gegen Devisen wie Intershop oder Exquisit und Delikat sorgen für Luxusbedürfnisse und Kaufkraftabschöpfung. (S. 1138) «In der Nachkriegszeit waren in der ostdeutschen Gesellschaft Prozesse in Gang gesetzt worden, die sie zu einer Übergangsgesellschaft werden ließen. Die Auflösung traditioneller bürgerlicher, proletarischer und bäuerlicher Milieus verband sich mit der Beseitigung des Kastensystems im Bildungswesen und der Öffnung der Bildungschancen für alle. Das postulierte Ziel war eine demokratische Erneuerung der deutschen Kultur.» Zum Vorschein kommt «jene vertraute industriegesellschaftliche Struktur, [...] in deren Mittelpunkt die Arbeit stand» (S. 785). «Einer modernen Sozialstruktur stand ein konservativer Kulturstaat gegenüber», geprägt von der Bildungstradition der Arbeiterbewegung, mit «Volksverbundenheit» und aufklärerischen bildungsbürgerlichen Vorstellungen. Eine «Hebungsideologie» strebt danach, alle an die Werte der «Hochkultur heranzuführen» (S. 785). Die DDR wird ein «zutiefst bürgerliches Land mit autoritären Herrschaftsstrukturen, doch ohne Bourgeoisie» (Lepenies, zitiert S. 786). Mit der Sputnik-Euphorie von 1957 (andernorts wird dieser Erfolg der Sowjetunion als Schock empfunden und munitioniert die Bildungsreform) glaubt man zum Erfüllungsgehilfen der «Gesetzmäßigkeiten» der Geschichte zu werden, ja Geschichte selbst in die Hand nehmen zu können. Die Kultur wird Anhängsel dieses Prozesses (während sie in der BRD tendenziell als Teil eines ergebnisoffenen Prozesses betrachtet wird: sie soll aktiv Gesellschaftspolitik sein, nicht Anhängsel).

Die «Sozialistische Menschenschaft» (S. 1272) wird zum Ziel. Das damalige Programm der SED «konnte auch im günstigsten Falle nur eine sozial

gerechtere Kopie des fordistischen Modells der Industriegesellschaft ergeben. Denn etwas darüber Hinausweisendes lässt sich dem auf Bedürfnisbefriedigung durch ungebremstes ökonomisches Wachstum fixierten «ökonomischen Grundgesetz des Sozialismus» eigentlich nicht entnehmen» (Günter Benser, zitiert S. 816).

Populärkultur und die Entdeckung der Freizeit: 1947 erarbeitet Walter Felsenstein als Intendant der (Ost-)Berliner Komischen Oper das Musikdrama als «entfesselte Lebenslust» (S. 388) und öffnet damit den Künsten den Weg zu einer ganz anderen als nur edukativ-ideologischen Bedeutung. Das wird nicht zur Norm. Unterhaltung auf niedrigem Niveau wird toleriert, es gibt «Bückware», die in begrenzter Auflage erscheint und unter dem Ladentisch verkauft wird (S. 518 f.), aber auch interessante Projekte wie die «Wochenpost», «eine Zeitschrift, in der Ideologie und Bildung mit Leichtigkeit, Esprit und Charme zusammengehen» (S. 519). Anerkannt werden «Kunst und Unterhaltung als eigenständige individuelle Grundbestimmungen und Erfahrungsräume. Sie sollten zukünftig nicht nur auf klassenmäßige und politische Bezüge reduziert werden dürfen» (S. 524). Aber das sind opportunistische Augenblickszugeständnisse. Was ist «sozialistische Unterhaltung», wenn sie nicht edukativ ist, und wie kann sie aus dem gestalteten Alltag der Arbeitenden hervorgehen? «Unterhaltung und Kultur» sollen wieder zusammenfallen, wird gefordert (S. 893). Das ist Programmatik, aber keine tragfähige Politik. Man muss an die Schwierigkeiten der Funktionäre und Wissenschaftler (die ja Angehörige der intellektuellen Eliten sind) beim Umgang mit der populären Kultur denken: Es ist nicht ihr Geschmack. Eliten denken und empfinden anders, und Unterschiede möchten die meisten beibehalten. Sie lassen sich ihre eigenen Vorlieben auch nicht gern problematisieren.

Die populären Symbol- und Bildwelten in Unterhaltung und Populärkultur beeinflussen die Gesellschaft. Sie sind prägend und gleichzeitig geprägt von gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnissen. Ihr Entstehen hat Ursachen, und sie sind nicht willkürlich programmatich beeinflussbar – ein ständiges Thema der «Erziehungsdiktatur» DDR.

Beschäftigt man sich mit dem Thema «Freizeit», so treten selbstzweckhafte Tätigkeiten ins Blickfeld. 1964 wird der Wissenschaftliche Rat für Soziologische Forschung gegründet, in dem zunächst Freizeit keine Rolle spielt (S. 1151). Erst später spricht Helmut Hanke «den Menschen die Fähigkeit zu, aus den objektiven Bedingungen ihres Lebens selbst lernen zu können, was für sie und die Gesellschaft in der Freizeit richtig und gut ist. Er wandte sich dagegen, einen Gegensatz zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Interessen zu konstruieren, wenn Menschen sich in ihrer Freizeit ausruhen und entspannen» oder Hobbytätigkeiten nachgehen. «Allseitige Persönlichkeitsentwicklung», so Hanke, «bedeutet angewandt auf die Freizeitbetätigung, [...] dass all das, was der Erholung und Entspannung des Werktätigen dient, was ihm Freude und Genuss bereite[t], sein geistiges Niveau, seine intellektuelle Beweglichkeit und ästhetische Empfindsamkeit erhöht, was ihn körperlich kräftig und gesund erhält, sich in voller Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Interessen befindet und unterstützt werden muss» (zitiert S. 1151 f.). «Freizeittätigkeiten sind selbst gewählte Tätigkeiten, die unterschiedlichen gesellschaftlichen und persönlichkeitbildenden Wert haben» (Hanke, zitiert S. 1153). Dass sie zur Lebensqualität als dem letzten Zweck gesellschaftlicher Organisation beitragen – dieser Gedanke ist da nicht allzu weit entfernt.

Die Fünftagewoche (S. 1646) erweitert die Möglichkeiten. Konkret ermöglichen Freizeit und «Datsche» (Kleingarten

mit Wohnmöglichkeit) die «notwendige Befriedigung vorhandener Bedürfnisse und Freizeittätigkeiten» (S. 1650). 1976 leitet Generalsekretär Erich Honecker eine Wende in der Kleingartenpolitik der DDR ein, und die Gartenordnung vom 27. Januar 1977 betont: «Die kleingärtnerische Bodennutzung dient der Erholung und Freizeitgestaltung.» (S. 1654) Verlängerte Wochenenden verbringen Kleingarten- und Datschenbesitzer draussen; die Anlagen sind auch Erholungsgebiete für Spaziergänger, und sie decken schliesslich einen Grossteil des Bedarfs an Obst und Gemüse. Sie sind ein wichtiges sozialkulturelles Element: «Der Kleingartenbesitzer verschenkt oder tauscht eher seine überschüssigen Erträge, als dass er sie für Bares hergibt.» (S. 1654) So wird der Kleingartenverein «zum größten Freizeit- und Vergnügungsverein» (S. 1656) der DDR.

Indirekt legitimiert werden mit der Aufwertung der Freizeit auch vorhandene Nischen: Ulrich Plenzdorf hat in den *Neuen Leiden des Werther* (1972, in Ost und West als Theaterstück und Prosatext weit verbreitet und heftige Literaturdebatten hervorrufend, S. 1523 f.) beschrieben, unter welch schwierigen Bedingungen sein Held sich mit seinem Selbstverwirklichungsspruch gegen gesellschaftlich verordnete Lebenszusammenhänge durchsetzt. Sein Tod in der Abbruchidylle seiner Gartenlaube ist ein Unfall, er geht nicht am Leiden in der Gesellschaft zugrunde. Es ist der «Widerspruch zwischen der etablierten Erwachsenenwelt und dem Rigorismus der Jugend» (S. 1523) in der Wohlfahrtsgesellschaft der DDR, in der ein selbstbestimmtes Leben ohne Arbeit und autonome kulturelle Bewegungen nicht vorgesehen ist (S. 1509).

Die Entdeckung der Kulturwissenschaft: «Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende und überholende Mensch.» (Ernst Bloch im Schluss von *Prinzip Hoffnung*) «Die Kultur blieb ein Feld des Miteinander und der Gegensätze von

Kulturproduzenten, Kulturvermittlern und Kulturkonsumenten, von Intellektuellen und Ideologen, ein Feld der Spannungen zwischen Personen und Gruppen, Strukturen und Institutionen. Das war immer auch ein Kampf um Hegemonie. [...] Während bisherige Darstellungen in der Regel davon ausgingen, dass die SED-Politik die kulturellen Entwicklungen dominierte und ihre Richtung bestimmte, was zu einem relativ einspurigen und simplen Schema führte, soll nunmehr eine Veränderung der Perspektive vorgenommen werden. Gegenüber der bisherigen Dominanz des Politischen wird ein kulturgeschichtlicher Ansatz favorisiert: Kulturpolitik als Teil eines kulturellen Feldes. Der Politik wird keine Schlüsselstellung eingeräumt, sondern Kultur und Politik werden in ihrer wechselnden Hegemonie und gegenseitigen Einflussnahme betrachtet. Ausgangspunkt ist der Prozesscharakter von Kultur, hineingestellt in die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit der DDR-Gesellschaft.» (S. XXVI)

Die Kulturwissenschaft entsteht 1962/63 (S. 1229, 1234) mit Erwin Pracht und Dietrich Mühlberg in Berlin sowie Erhard John in Leipzig. Mit ihr wird die Vorstellung relativiert, man könne das Volk «erziehen» (S. 235), denn hervorgehoben wird, dass Bewusstsein prozessual aus der Lebenswelt entsteht und nicht willkürlich gestaltet werden kann. Bei den Kulturwissenschaftlern spielen die Frühschriften von Marx eine zentrale Rolle; Alfred Kurella hat sie als einer der Ersten «als Bestandteil des Marxismus erschlossen» (S. 957). Betont wird die «historische Dialektik von Individuum und Gesellschaft als das Zentrum des Kulturprozesses» (S. 1233). «Der ‹weite Kulturbegriff› wurde geradezu ein Markenzeichen der jungen Kulturwissenschaft. «Wir benutzten ihn, lange bevor er im Westen Mode wurde», erinnert Hanke.» (S. 1234, siehe auch S. 1469) Der Gerechtigkeit halber wäre darauf hinzuweisen, dass er für die Ethnologie (die bei Dietrich nicht

auftaucht, trotz der beachtlichen Leipziger Ethnografie) und die von der Ethnologie beeinflusste Volkskunde ebenfalls naheliegt.

Die Kulturwissenschaftler in Leipzig plädieren für «zeitgemäße Massenkultur» (S. 1970), die in Berlin befreien «die Unterhaltung von der engen Anbindung an die Künste und diskutierten sie als elementaren Bestandteil der Massenkultur, einer Massenkultur, in der die Unterhaltung mit und durch die Künste nur einen Teil der ästhetischen Kultur darstellte» (S. 1976). Die Massenkultur ist für die Individuen eine «Form ihrer Lebenstätigkeit» (S. 1977). Lothar Kühne spricht «von Arbeit und Muße und verstand Muße keineswegs nur als bloße Reproduktion der Arbeits- und Lebenskraft, sondern als aktive Tätigkeit, auch im Unterschied zur passiven Unterhaltung: ‹Muße ist das unvermittelte Verhalten des Menschen zu sich selbst, sie ist innere Produktivität, die aus der Absichtslosigkeit, aus der Entschlossenheit, nichts zu tun, erwächst›» (S. 1979).

Zu Erhard John wird gesagt: «Der Gegenstand der Kulturtheorie wurde von ihm auf Individuen oder Gruppen bzw. Klassen von Individuen innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse bezogen» (S. 1469). «Es wuchs das Bewusstsein von der Komplexität der individuellen Entfaltung, die nicht das Resultat einer ‹Formung› von außen, sondern ein sich wandelndes Ergebnis der aktiven Lebenstätigkeit ist. Zugleich verlangte der Übergang zum ‹Konsumsozialismus›, die einseitigen Vorstellungen der Erziehung durch Kultur zu verabschieden. Es musste darum gehen, die engen Beziehungen von Kultur und Lebensweise herauszuarbeiten. Kultur war weder auf die geistig-ästhetische Sphäre zu beschränken, noch allein von der schöpferischen Tätigkeit der Individuen her zu beschreiben. Mühlberg zählte zur Kultur einer Gesellschaft ‹die jeweils historisch-konkreten Wechselbeziehungen›, die zwischen den geschichtlich entstandenen

Lebensbedingungen ihrer Angehörigen, der die Lebensbedingungen aneignenden Lebenstätigkeit der Menschen und der dadurch verursachten individuellen Entwicklung bestehen» (S. 1470). «Und Hanke unterschied zwei Standpunkte: Kultur als ‹historisch bestimmtes und sozial determiniertes System der Produktion, Verbreitung und Aneignung geistiger Werte› oder als ‹historisch bestimmtes Niveau der Gesellschaft und der Menschen, das in den Typen und Formen der Organisation des Lebens und der Tätigkeit der Menschen zum Ausdruck kommt wie auch in den von ihnen geschaffenen materiellen und geistigen Werten›» (S. 1471). Kurt Hager sprach entsprechend 1976 von der «Gesamtheit der Lebensbedingungen» (ebd.).

Hanke und Mühlberg meinen: «Während objektive Kultur die Gesamtheit der schöpferischen, materiellen wie geistigen Leistungen der Menschheit in ihrer historischen Praxis umreiße, umfasse subjektive Kultur das jeweils erreichte historisch-konkrete und sozial bestimmte Niveau der Bedürfnisse, Eigenschaften, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Genüsse und Produktivkräfte der Individuen.» (S. 1472 f.)

Volkskunde spielt keine Rolle. Im Kulturbund wird seit 1979 Heimatgeschichte betrieben (S. 1767), da haben dann auch Volkskundler eine Chance, ebenso im Zusammenhang mit Jürgen Kuczynski und seiner mehrbändigen *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*, zu der Sigrid und Wolfgang Jacobit Bildquellen geliefert haben (S. 1730, 1749). Das zu selten ausgewertete Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte wird nicht erwähnt; dass Wolfgang Jacobit und seine Schule wichtige Beiträge zum Zusammenhang von Alltagskultur und Naturstoffwechsel erarbeitet haben auch nicht. Die Forschungen des sorbischen Volkskundlers Paul Nedo zur Empirie der Alltags- und Festkultur, mit denen er die Politik inspirieren wollte, wären hier auch interessant (siehe

Rezension zu Cornelia Kühn in SAVK 111, 2015).

Die «autonome Kultur» und der Niedergang: «Jugendkultur zwischen Selbstlauf und Gängelei» (S. 928, siehe S. 1661) wird zum Thema. Aber was ist *Selbstlauf*? Die edukativen Anstrengungen in der DDR sind ebenso wie das «anregungsreiche kulturelle Milieu» der «Kultur für alle» von Hilmar Hoffmann in der BRD prägenden Einflüssen aus anderen Sphären ausgesetzt (es sind nicht nur kommerzielle; von «Influencern» redet man in den Jahren 2018/19): «Im musikalischen Kosmos der jungen Generation war die kulturelle Hegemonie des Westens» «nahezu lückenlos» (S. 2013), und da ist schwer dagegen anzukämpfen. Beat, erst bekämpft, wird später anerkannt. «Im Westen war das Ergebnis der Beat Welle wie des gesamten Rockgeschäfts makaber genug: Der Protest einer ganzen Generation Jugendlicher gegen die überlieferte Lebensweise war abgefangen, kanalisiert und zum größten Kassenerfolg in der Musikgeschichte gemacht worden. [...] Gleichwohl haben die Jugendlichen Pionierarbeit geleistet. Einerseits sind sie als Konsum- und Kulturpioniere in die Geschichte der Mediensozialisation eingegangen. Sie hatten als erste mit der sich expansiv entwickelnden Kultur- und Freizeitindustrie zu tun. Sie waren jene, für die erstmals Konsum und Freizeit zu zentralen Lebensinteressen wurden. Die Teilnahme am Konsumglück erforderte die Übernahme neuer Handlungsmuster, die auf Genuss orientiert waren, Muster, die in den anderen wichtigen Sozialisationsfeldern wie Elternhaus, Schule und Arbeitsplatz nicht gefragt waren.» (S. 1188; das erinnert an die *Erlebnisgesellschaft* von Gerhard Schulze). Im Osten fand das zeitversetzt und konfliktreicher ebenfalls statt. Die Anerkennung «selbstorganisierter Potenzen in der Gesellschaft» ist nicht selbstverständlich (S. 1188). Jugendklub und Hippiewelle (S. 1194) erkämpfen ihre Rechte, und an

Modetrends kommt man nicht vorbei. Es gibt immer wieder Zensurfälle (1818), aber auch eine schier unglaubliche Fülle von Diskussionen. Das protestantische und das linksalternative Milieu erarbeiten sich Anerkennung (S. 1786). Am Prenzlauer Berg in Berlin entsteht dank der (relativen) Prosperität eine lebendige Szene (S. 2132).

All das kann den «kulturellen Zusammenbruch» (S. 2231) nicht aufhalten. Fünf Teilbewegungen spielen dabei eine zentrale Rolle: Fluchtbewegung, Bürgerbewegungen, Demonstrationen, Intellektuellenbewegung und SED-Basisbewegung (S. 2253). Am 9. November 1989 fällt die Mauer. Es kommen die ersten Versionen von «Wir sind das Volk» auf die Demokratie bezogen (S. 2251), erst später nationalistisch interpretiert (S. 2313). Der «Aldi-Rausch» als Konsumexpansion (S. 2307), antiintellektuelle Resentiments (S. 2313, 2317), der Übereifer und «Fanatismus der Konvertiten» (S. 2317) bestätigen den Zerfall des staatlichen Gewaltmonopols. Seit 1987 lassen sich auch in der DDR rechtsradikale Skinheads nachweisen. (S. 2015) Im Einigungsvertrag ist erstmals vom «Kulturstaat» Deutschland die Rede (S. 2324).

Die Delegitimierung der Gewalt im «vormundschaftlichen Staat» (Rolf Henrich, siehe auch Wilhelm, zitiert S. 2223) hat viele Ursachen und läuft anders ab als einst die Delegitimierung der Monarchie in Bayern 1918/19. Sie endet aber auch radikaler, und die Folgen sind immer noch spürbar (S. 2221).

DIETER KRAMER

Groth, Stefan, und Linda Martina Mülli (Hg.): *Ordnungen in Alltag und Gesellschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven.* Würzburg: Königshausen und Neumann, 2019, 340 S.

Die Wohnung wird aufgeräumt, alte Briefe sortiert, Pflanzen klassifiziert, Systematiken erdacht oder Verstöße gegen die Straßenverkehrsordnung werden geahndet. Das, was der Begriff Ordnung meint, ist vielfältig und im Alltag oft unbestimmt. Er changiert zwischen dem Öffentlichen, wenn er rechtliche Verordnungen oder wissenschaftliche Klassifikationssysteme meint, und dem Privaten, wenn er sich normativ an die «ordentliche Hausfrau» richtet. Er bezieht sich auf Einteilungen, Reihungen, Klassifikationen, moralische und rechtliche Verhaltensweisen, Sozial- und Interaktionsbeziehungen und vieles mehr. Damit zählt Ordnung zwar «zu den grundlegenden Bedingungen menschlichen Zusammenlebens» (S. 17), so zitiert Groth Ute Flieger und Barbara Krug-Richter in seinem einleitenden Aufsatz, tritt aber in so unterschiedlichen Facetten auf, dass es richtiger ist, von (komplexen) Ordnungen zu sprechen, die «die verschiedenen gesellschaftlichen Akteure miteinander teilen und die für die Bewältigung von Alltagssituationen essentiell sind» (S. 17). Ordnungen sind kollektiv und/oder individuell, sie können implizit oder explizit sein, diffus oder konkret – und oft auch mehreres zugleich.

Wie genau aber Ordnungen produziert und transformiert werden, wo sie sichtbar und wo sie unsichtbar werden, sind die Fragen, denen sich die Autor*innen aus verschiedenen Perspektiven in dem hier vorliegenden knapp 340 Seiten dicken Sammelband widmen. Der Band entstand in der Folge einer im Fach Populäre Kulturen Zürich sowie der Kulturwissenschaft und europäischen Ethnologie Basel stattgefundenen Ringvorlesung, in der verschiedene

Wissenschaftler*innen des Fachs Analysen aus ihren Forschungsprojekten zum Themenfeld der Ordnung vorstellten. Unter dem – zugegeben mit grossen Begriffen gespickten – Titel *Ordnungen in Alltag und Gesellschaft* stellen sich die Autor*innen der Herausforderung, den verschiedenen alternierenden Bedeutungen des Ordnungsbegriffs nachzuspüren und sich den «Zyklen, Strukturen und Rhythmen» anzunähern, von denen die sicht- und unsichtbaren Ordnungen im Alltag geprägt sind (S. 7).

Grundlegend hierfür ist der Beitrag von Stefan Groth, der verschiedene Begriffe von Ordnung darstellt, analysiert und auf ihre theoretische und empirische Konzeptionalität prüft. Er versteht Ordnungen als «dynamisch, Teil von Aushandlungen und [als] multidimensional» (S. 36). Damit rückt er nicht nur die Prozesshaftigkeit von Ordnungen, sondern im Speziellen das *doing* in den Blickpunkt, indem Ordnungen als etwas Hergestelltes begriffen werden. Ein Zugang, der auch in den nachfolgenden 15 Aufsätzen (davon ein weiterer von Groth) aufgenommen wird – wenngleich sich die Autor*innen nur mal mehr und mal weniger konkret auf einen bestimmten Ordnungsbegriff beziehen. Eher mosaikhaft werden unterschiedliche Perspektiven anhand verschiedener empirischer Felder eingenommen und so Ordnungsbegriffe feldnah reflektiert und epistemologisch fruchtbar gemacht. Damit ist zugleich eine der Qualitäten des Sammelbandes benannt: Die reichhaltige Fülle verschiedener Zugänge, die anfangs als Disparität erscheinen, im Gesamten aber im Sinne des Untertitels «empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven» stehen und somit die empirische Vielfalt von Ordnungen sichtbar machen.

So bietet der Band unter anderem Analysen über die Anordnung von Dingen und verschiedenen Wirkungen der Ordnungen im Raum, wie sie in Warenhäusern

(Angela Bhend) oder jüdischen Museen (Darja Alexandra Pisetzki) tragend werden, aber auch Analysen (alltags)ritueller Handlungen innerhalb von Organisationen, wie den UN-Sitzen in Genf und Wien (Linda M. Mülli). Es folgen Einblicke in das konflikthafte Verhältnis verschiedener koexistierender Ordnungen (rechtlicher und religiöser Art) am Beispiel der gleichgeschlechtlichen Elternschaft in Israel (Sibylle Lustenberger), aber auch unerwartete Zugänge zu beispielsweise Alltagsklangordnungen und damit der Bedeutung von Klängen und deren Störungen aus der Perspektive der kulturanthropologischen *sounds studies* (Patricia Jäggi). Inhaltlich wie methodisch ist der Band vielfältig. Theres Inauen blickt aus der Perspektive einer forschenden Stifterin auf die Verfasstheit politischer (Neu-)Ordnungen, die im «komplexen Zusammenspiel zwischen rechtlicher Rahmung, öffentlichem Diskurs und dem Selbstverständnis der politischen Akteur*innen [...] (re-)produziert werden» (S. 129). Aus der Perspektive einer involvierten Forschung – als Forschender und Beteiligter – analysiert Jonas Aebi Verteilungskämpfe um Eigentumsordnungen am Beispiel der politischen Diskussion um den Bestand der Parzelle in der Mattenstrasse in Basel. Kämpfe – euphemistisch nicht selten als Aushandlungen bezeichnet – um Raum und damit auch um einen Platz in sozialen Ordnungen sind auch Schablonen, vor denen sich andere Beiträge lesen lassen. So zeichnet der Beitrag über die Ausbreitung und Neuansiedelung des Wolfes in der Schweiz (Elisa Frank und Nikolaus Heinzer) die gesellschaftlichen Debatten um die Grenzziehungen von Natur und Kultur nach und öffnet damit die ganz offene Diskussion darüber, wer wem wie viel von welchem Platz zugesteht. Eine Frage, die sich auch durch die Beiträge von Valeska Flor und Maximilian Jablonowski zieht. Letzterer analysiert die Nutzung privater Drohnen, die als sogenannte *unruly objects*

im Luftraum zu (internationalen) Herausforderungen in der Konstruktion dieses Raumes werden, und erweitert hier den klassischen zweidimensionalen Ordnungsbegriff um die Perspektive des Vertikalen. Flor hingegen bleibt am sprichwörtlichen Boden und skizziert die Fluidität und Instabilität von Ordnungen anhand des rheinischen Braunkohlereviers. Die (Zwang-)Umsiedlungen durch den Tagebau können als «liminale Phase» (S. 186) interpretiert werden, wobei es sich zwar um einen Zustand der Unordnung, nicht aber um die Abwesenheit von Ordnung handelt. Vielmehr offenbaren sich hier sicht- und unsichtbare (Wissens-)Ordnungen, die in den Planungen der potenziellen neuen Ordnung leitend sind.

Die Herstellung komplexer kultureller Ordnungen nimmt auch Konrad Kuhn in seinen Analysen der alpinen Urbanität sogenannter Alpenstädte in den Blick, die er als handelnde Akteur*innen versteht, «die die Wahrnehmung (ihrer) Bewohner*innen und Besucher*innen ordnen, prägen und strukturieren» (S. 184). Sind wir mit diesem Beitrag bereits in der alltäglichen Nahwelt angelangt, wenden sich die letzten Beiträge des Buches diesen Nahwelten nochmals in besonderer Weise zu. So steht im Zentrum des Artikels von Aurelia Ehrensperger das Atmen als (omnipräsente) Alltagspraxis, die über das Konzept des Rhizoms gewinnbringend gedacht werden kann, während sich Yonca Krahn der Bedeutung von Rhythmen im Sport zuwendet und diese dabei als analytische Kategorie versteht.

Die beiden abschliessenden Artikel des Sammelbandes wenden sich der Sprache zu. Stefan Groth analysiert in seinem, nun stärker empirischen Beitrag am Beispiel internationaler Verhandlungen Sprache als Mittel zur Verfolgung und Durchsetzung von Interessen, wobei sie aber zugleich auch in einem bestehenden System von sprachlichen Ressourcen durch die gesellschaftliche Ordnung in unterschiedlichen

Feldern zum Ausdruck kommt. So kann Sprechen Ordnungen herausfordern und verändern. Diese Ordnungen beschäftigen auch Christine Oldörp, die sich in ihrem den Sammelband abschliessenden Beitrag am Beispiel ethnografischer Interviews Anordnungstechniken des Sprechens zuwendet, die sie als ein «intersubjektiv hergestelltes Sprechgebilde» versteht.

Der Sammelband bietet eine differenzierte und durchaus diverse Annäherung an das, was sich Ordnung nennt, und öffnet so einen Diskussionsraum über theoretische und methodische Zugriffe auf das Thema. Trotz dieser Vielschichtigkeit fokussiert sich ein Grossteil der Beiträge vorwiegend auf die Herstellung und Erhaltung von Ordnungen und nur in Ansätzen auf Perspektiven des Scheiterns an und in Ordnungen, die Konsequenzen, die daraus erwachsen und die teilweise gewaltsamen Ausschlüsse derjenigen, die daran «scheitern». Nichtsdestoweniger ist die Lektüre des Bandes wohl zu empfehlen und bietet Anknüpfungspunkte für weitere Analysen.

STEPHANIE SCHMIDT

Gutekunst, Miriam: Grenzüberschreitungen – Migration, Heirat und staatliche Regulierung im europäischen Grenzregime.
Diss. München 2016. Bielefeld: transcript, 2018, 326 S.

Im vorliegenden Buch präsentiert die an der Ludwig-Maximilians-Universität München forschende und lehrende Kulturanthropologin Miriam Gutekunst ihre ethnografische Dissertation zum sogenannten Ehegatten-/Familiennachzug. Die Autorin situiert diesen Forschungsgegenstand historisch und rechtlich als eine Reaktion von Menschen aus sogenannten Drittstaaten auf die in den letzten Jahrzehnten laufend verschärften Einreisebedingungen für Deutschland. Damit geht Gutekunst einer in vielen europäischen und nordamerikani-

schen Staaten zu beobachtenden Tendenz nach, die sie am transnationalen Beispiel der ‹Heiratsmigration› zwischen Deutschland und Marokko untersucht.

In ihrer multiperspektivischen Untersuchung fokussiert die Autorin dabei einerseits auf die individuelle Praxis der «Migration durch Heirat», die sie als eine individuelle Aneignung der Institution Ehe, um «das Begehr nach Mobilität und einem ‹besseren Leben› zu erfüllen» (S. 18), fasst. Weiter untersucht sie das «Regieren der Migration durch Heirat», also wie staatliche und weitere Akteure diese individuellen Praxen und deren Subjekte vor dem Hintergrund einer zunehmenden Politisierung und Problematisierung des Ehegatten-/Familiennachzuges diskursiv prägen, überwachen und steuern. Da die Heirat damit zu einer Migrationsstrategie, aber auch zum Instrument des Regierens der Migration wird, interessiert Gutekunst weiter, wie die Institution Ehe und damit zusammenhängende Gendernormen in diesem Spannungsfeld durchgesetzt, verhandelt, aber auch herausgefordert werden.

Um nicht einem vereinfachenden Gegenüberstellen der individuellen Mikroebene und der staatlichen Regulierung auf der Makroebene zu verfallen, formuliert Gutekunst einen konstruktivistischen und an Foucaults Konzepte der Gouvernementalität und Biopolitik anknüpfenden grenzregimetheoretischen Ansatz. Dabei versteht sie ein Regime als ein dynamisches und multiloikales, «mehr oder weniger ungeordnetes Ensemble» (S. 19) von Praktiken, Akteur*innen, Diskursen und Materialitäten, das sie auch aus genderanalytischer und intersektionaler Perspektive zu durchdringen sucht. Im Grenzregime des Ehegatten-/Familiennachzuges treten somit praxeologische Aushandlungen des «*doing gender while doing border*» (S. 46) in den Vordergrund. Damit möchte Gutekunst ausgehend von der Prämissen der Autonomie der Migration aufzeigen,

dass nicht nur das Regieren der Migration, sondern auch die Praxen der sogenannten Heiratsmigrant*innen durchaus als handlungsmächtig gelesen werden können und potenziell widerständisch und produktiv sind.

Nach den ersten zwei inhaltlich, theoretisch und methodologisch einführenden Kapiteln wendet sich Gutekunst drei im Prozess des Ehegatten-/Familiennachzuges zwischen Marokko und Deutschland zentralen Regulierungsinstrumenten zu: der Heiratsurkunde, dem Sprachnachweis und dem Visum.

Im Kapitel «Die Heiratsurkunde» liegt der Fokus einerseits auf den heterogenen Hintergründen und Lebensrealitäten der transnationalen Paare, die einen Ehegattennachzug anstreben. Andererseits untersucht Gutekunst die bürokratischen Prozesse der Eheschließung. Da den marokkanischen Partner*innen vor der Heirat die Einreise nach Deutschland verwehrt bleibt, finden diese in Marokko statt und sind somit dem eigentlichen Grenzregime vorgelagert. Die Autorin zeigt auf, inwiefern auch Marokko am Regieren der Migration durch Heirat beteiligt ist und durch das Ausstellen der Heiratsurkunden bestimmt, wer das spätere Ausreiseverfahren in Angriff nehmen kann.

Die individuellen Geschichten und Lebensbedingungen der Menschen, die die Praxis der Migration durch Heirat ausüben, stellt Gutekunst in den Kontext der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung Marokkos. Sie versteht Marokko dabei als einen von postkolonialen Kontinuitäten geprägten Staat, dessen Wirtschaft und Gesellschaft einer neoliberalen Globalisierung ausgesetzt sind. Weiter arbeitet sie heraus, wie vielfältig und komplex die Beweggründe für eine transnationale Heirat und den damit verbundenen Migrationswunsch sind. Gutekunst präsentiert uns eine Vielzahl an Paaren, Narrativen und Biografien, die gängige ethnisierende und

genderstereotype Klischees aufbrechen und aufzeigen, dass die vermeintlich eindeutige Einteilung von Beziehungen in Liebes- versus Schein- oder Zwangsehen zu vereinfachend ist.

Im nachfolgenden Kapitel zum Sprachnachweis von Deutschkenntnissen, seit 2007 eine Voraussetzung für den Ehegatten-/Familiennachzug, rollt die Autorin zunächst den Kontext der politischen Debatten in Deutschland auf. Sie zeigt auf, wie der Sprachnachweis mit dem Postulat des Förderns und Forderns, einer Nützlichkeitsslogik sowie der vermeintlichen Notwendigkeit, Frauen vor Zwangsheiraten zu schützen, begründet wird.

Unter besonderem Verdacht stehen muslimische Frauen, da ihnen eine dreifache Integrationsverweigerung – eine Isolation in der eigenen ethnischen Parallelgesellschaft und in der Rolle der Hausfrau und Mutter sowie die Tradierung dieser Lebensweisen – unterstellt wird. In diesem Zusammenhang weist Gutekunst auf das Paradox hin, dass die Deutschkurse des Goethe-Instituts in Marokko selbst von kulturalistischen und vergeschlechtlichten Normen durchsetzt sind, die «Heiratsmigrantinnen» trotz ihrer heterogenen und häufig von Bildungs- und Karriereaspirationen geprägten Zukunftspläne in der Rolle der künftigen «Hausfrau» festschreiben.

Indem mit dem Erfordernis deutscher Sprachkenntnisse für bildungsferne Menschen eine potenziell unüberwindbare Hürde geschaffen wird, werden die Heiratsmigrant*innen gleichzeitig nach einer ökonomischen Nützlichkeitsslogik selektiert. Im Rahmen des Sprachnachweises wird an ihre Eigenverantwortung appelliert und ein Prozess eingeleitet, der ihr Humankapital für den deutschen Arbeitsmarkt aktiviert.

Weiter analysiert die Autorin, wie die Einführung des Sprachnachweises zu einer Kommodifizierung der Ware «Deutsch» in Marokko geführt hat. In diesem neu entstandenen Markt bewegen sich ver-

schiedene Akteure, deren Interaktion, Rollen und Absichten von ethnisierten Hierarchien und Diskursen durchzogen sind. Indem sie migrationspolitische Kontrollprozesse mitverantworten (müssen) und entscheiden, wer durch die Zulassung zu den Sprachkursen und das Bestehen der Prüfung überhaupt die Möglichkeit erhält, ein Ehegattenvisum für Deutschland zu beantragen, werden diese Akteure zudem selbst Teil des sich transnationalisierenden Grenzregimes.

Das nächste Kapitel zum Visum ergründet schliesslich die auf zum Teil undurchsichtigen Kriterien sowie auf sozialer Distanz beruhenden Praktiken des deutschen Konsulats in Marokko und der Migrationsbehörden in Deutschland. Die Autorin zeigt auf, welche Mechanismen der Verunsicherung, der transnationalen Kontrolle und Überwachung der Antragstellenden dem Verfahren innewohnen und inwiefern dabei in staatlicher Logik nicht nur der Schutz der Grenze an sich, sondern auch dessen, was als «schützenswerte» Ehe verstanden wird, handlungsleitend wirken. In diesem Prozess wird gleichzeitig das Konstrukt der Scheinehe geschaffen und als Basis für Entscheidungen herbeigezogen – wobei hier häufig die Grenze der Intimsphäre der Migrant*innen und ihrer Partner*innen in Deutschland überschritten und neu verhandelt wird. Auch thematisiert die Autorin das Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Akteuren und ihre bisweilen ambivalenten Rollen (beziehungsweise -verständnisse) und beschreibt neben der staatlichen Machtausübung die Strategien und Handlungsspielräume der Heiratsmigrant*innen.

Im Fazit bündelt und diskutiert Miriam Gutekunst die Erkenntnisse ihrer Forschung. Sie arbeitet zum einen heraus, inwiefern im Regime des Ehegatten-/Familiennachzug durch den Einschluss neuer Akteure, die rechtliche Zuständigkeit zweier Staaten und durch territoriale Verla-

gerungen bürokratischer Prozesse verschiedene Formen der Grenzziehung bestätigt, aber auch neu verhandelt, verschoben und zum Teil externalisiert werden. Des Weiteren thematisiert sie das gewisse Menschen ein- und andere ausschliessende Primat der Nützlichkeit und die damit verbundene Festschreibung von ethnisiерenden und kulturalisierenden Stereotypen, die insbesondere marokkanische und deutsche Frauen sowie marokkanische Männer abwertend markieren. Abschliessend führt sie den Begriff der Transmigration ein, um zu beschreiben, wie Migration innerhalb des Grenzregimes zu einem von Warten aber auch aktivem Handeln geprägten, dauerhaften und in verschiedenen transnationalen Räumen stattfindenden Zustand wird.

Insgesamt ist es Gutekunst mit ihrer methodologisch exemplarischen Ethnografie gelungen, ein analytisch anspruchsvolles, empirisch überzeugendes und interpretativ differenziertes Bild des Ehegatten-/Familiennachzuges von Marokko nach Deutschland zu zeichnen. Der Ansatz des Grenzregimes erlaubt ihr dabei, eine neue Perspektive auf die Thematik (des Regimes) der transnationalen Heiratsmigration einzunehmen und die Praxen, Diskurse und Interaktionen in ihrer Komplexität und Vieldeutigkeit herauszuschälen. Ein Wermutstropfen aus Sicht der Rezensierenden ist die etwas unscharfe Abgrenzung zwischen analytischen Vorannahmen und Interpretationen und die relativ langwierige Einführung der Forschung in den ersten beiden Kapiteln, die die Ergebnisse zu einem gewissen Grad bereits vorwegnimmt. Auch wirkt bisweilen etwas gar bemüht, wie die untersuchten Praxen der Migration durchgängig als widerständisch interpretiert werden. Eine Übersicht über die von Gutekunst befragten Personen und Institutionen wäre zudem für das Verständnis der zitierten empirischen Fallbeispiele hilfreich gewesen. Dies schmälert jedoch keinesfalls die insgesamt sehr hochstehende Weise,

in der Gutekunst ein derart komplexes Forschungsfeld umfassend, (selbst)kritisch reflektiert und multiperspektivisch zu ergründen vermag. Die Lektüre dieses Buchs sei deshalb nicht nur Leser*innen empfohlen, die sich für das Thema der Heiratsmigration interessieren, sondern auch all denjenigen, denen analytisch und methodologisch differenzierte und kritische anthropologische Forschung zu aktuellen politischen Themen am Herzen liegt.

ALDINA CAMENISCH

Hiltbrunner, Michael: Blaubart – Parodien eines Potentaten.

Diss. Zürich 2015. Kromsdorf: Jonas, 2018 (Zürcher Schriften zur Erzählforschung und Narratologie, 4), 262 S., Ill.

Michael Hiltbrunner ist ein ausgewiesener Kenner des Erzählstoffes *Blaubart* beziehungsweise *Barbe bleue*, denn im Verzeichnis der Sekundärliteratur befinden sich bereits vier vorgängige Titel Hiltbrunners zum Thema. Ausserdem verweist er in der zweiten Anmerkung (S. 9) auf das *Blaubart*-Verzeichnis, das er 2006–2014 in Zürich aus rund 1200 Versionen des Stoffes erstellte.

Ausgehend von *Barbe bleue*, der ersten Veröffentlichung aus dem Jahr 1697, verweist Hiltbrunner auf eine von Anfang an bestehende Ambivalenz oder Unsicherheit. Denn es ist bis heute nicht klar, ob der Autor der *Histoires ou Contes du temps passé* Charles Perrault war oder sein Sohn Pierre Perrault Darmandour. Auch eine gemeinsame Urheberschaft ist denkbar. Traditionell wird seit dem 18. Jahrhundert der Vater als Autor von *Barbe bleue* angesehen, Hiltbrunner aber entscheidet sich, einfach von «Perrault» zu sprechen und damit das Kollektiv von Vater und Sohn zuzulassen oder sogar zu suggerieren.

Über frühere mündliche Quellen ist nichts Näheres bekannt. Perrault nennt

die Erzählung gleichzeitig «*histoire*» und «*conte du temps passé*». «*Conte*» steht für mündliche Überlieferung, «*histoire*» scheint der Gegenwart näher zu stehen und gehört vielleicht nicht zum Volksmund. Aber die Erzählung reiht sich trotz dieser gattungsspezifischen Hesitation reibungslos in die im Untertitel festgehaltene Tradition der «*contes populaires*» ein. *Barbe bleue* als Kunstmärchen anzusehen, wäre an sich möglich, oder wenigstens als kunstvoll bearbeitete Erzählung, und dies könnte, neben der französischen Herkunft des Märchens, mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die Brüder Grimm nach der ersten Ausgabe von 1812 *Blaubart* aus ihrer Sammlung *Kinder- und Hausmärchen* ausschlossen.

Hiltbrunner wendet sich mit seiner Studie der Rezeption des Stoffes zu und widmet sich der Frage der Weiterschreibung der Figur durch die Jahrhunderte und durch verschiedene Genres und Medien. Das heisst, er kehrt der philologischen und literaturwissenschaftlichen Analyse im engeren Sinn, wie sie zum Beispiel von Antti Aarne angewandt wurde, den Rücken und entscheidet sich für eine breiter gefasste kulturwissenschaftliche Analyse. Hierbei kommt ihm eine weitere Unsicherheit zugute, die im Original von 1697 angelegt ist: Die Erzählung schliesst mit zwei «*moralités*». Während die erste erwartungsgemäss vor der Gewalttätigkeit eines bösen Ehemannes warnt, wirft die zweite Lehre der Frau ihre Neugierde vor, welche ihren Mann zur Untat provoziert habe. Und genau hier gehen Rezeption und Weiterschreibungen des Stoffes in diametral entgegengesetzte Richtungen weiter. Das Interesse verschiebt sich vom Mann auf die Frau.

Hiltbrunner geht einerseits chronologisch vor, andererseits unterscheidet er Sprachregionen und verschiedene Sprachwissenschaften. Es besteht eine ganz andere Rezeption der Blaubart-Figur in

Frankreich als in Deutschland beziehungsweise in England. Französische Versionen drehen die Figur sehr schnell ins Komische; dazu trägt auch Jacques Offenbachs *Opéra bouffe* (1866) bei, die nach Perraults Publikation die Rolle einer eigentlichen Vorlage übernimmt. Details bei Perrault werden weitgehend durch neue massgebende Details ersetzt. In Deutschland wird die Figur meist ernst oder gar tragisch gesehen. Der Ehefrau beziehungsweise den Ehefrauen wird mehr Gewicht beigegeben. In England wird der Märchencharakter betont, wohl unter dem beispielgebenden Einfluss der Brüder Grimm; gleichzeitig ist die Rolle der Frau von der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts in England beeinflusst. Um 1900 wird der Stoff in Deutschland ins Mythische ausgeweitet, Tragik wird von Pathos noch gesteigert. Die französischen Bühnen nach 1900 kennen zwar auch die Hinwendung zur grossen Schicksalstragödie der griechischen Antike, doch scheint diese Strömung die Figur Blaubarts nicht zu tangieren, der im Komischen verharrt. Hiltbrunner macht nun die überraschende Beobachtung, dass um 1900 zwar ein *tragic turn* vorwiegend in Deutschland eintrat, dass aber rund um den Zweiten Weltkrieg sowohl im französischsprachigen wie auch im deutschsprachigen Raum Barbe bleue/Blaubart plötzlich parodiert wird, als Popanz auftritt und als zahnloser Papiertiger lächerlich oder mitleiderregend erscheint. Hier setzt Hiltbrunner den Schwerpunkt seiner Studie. Denn es ist nicht nur ein interessantes künstlerisches Phänomen, sondern es drängt sich durch den historischen Kontext die Frage auf, ob und inwiefern die spezifische Behandlung des Stoffes politisch relevant oder sogar politisch brisant ist.

Aus neun Werken wählt Hiltbrunner fünf aus, um sie einer genauen Analyse zu unterziehen. Was macht sie einzigartig innerhalb der Rezeption von *Blaubart/Barbe bleue*? Inwiefern sind sie repräsentati-

tiv für ihre Zeit? Und: Sind sie auch heute noch interessant?

Das erste Werk ist ein französischer Animationsfilm in Farbe mit Knetfiguren von Jean Painlevé (Produzent) und René Bertrand (Regisseur). Bertrands Frau und ihre drei Kinder kneteten die Figuren, und der Film wurde als Film für Kinder deklariert. Damit entging er der Zensur durch die deutsche Besatzung. Der Film entstand 1933, konnte aber erst 1938 veröffentlicht werden. Heute ist nur mehr ein einzelner kurzer Ausschnitt des Films vorhanden, ein wertvoller Zeitzug, der massive Gewalt zeigt, möglicherweise beeinflusst von Antonin Artauds *Theater der Gewalt*. Das zweite Werk stammt von Hans Natonek. Es handelt sich diesmal nicht um einen Film, sondern um einen Roman namens *Blaubarts letzte Liebe*. Entstanden zwischen 1938 und 1941, konnte der Roman erst postum veröffentlicht werden. Er ist geprägt von der Zeit der Shoah, von den verschiedenen Fluchten des Autors innerhalb Europas und schliesslich durch sein amerikanisches Exil. Nicht die Figur von Blaubart ist politisch angelegt, sondern das Werk an sich ist geprägt von der Zeitgeschichte. Natonek wendet sich darin Gilles de Rais zu, dem Waffengefährten der Jungfrau von Orléans. Der Autor glaubt an die Unschuld von Gilles de Rais, der von der Inquisition als Serienmörder und wegen weiterer Untaten hingerichtet wurde. Er wendet mit der Unschuldsvermutung das Schicksal, das Barbe bleue erleidet, ins Tragische. Das dritte Werk ist die komische Radiooper *Barbe bleue* von Jacques Ibert, die 1943 von Radio Lausanne gesendet wurde. Iberts Musik wird auch heute noch geschätzt. Vor allem aber brachte die Analyse der Radiooper deutlich zum Vorschein, dass Radio Lausanne von Bundesbern in die Geistige Landesverteidigung der Schweiz eingebunden wurde, und in diesem Sinne ist die Radiooper hochpolitisch. Das vierte Werk heisst *Das Haus der Angst* und ist ein Theaterstück

von und mit Bernt von Heiseler, 1950 geschaffen anlässlich der 1900-Jahr-Feier der Stadt Köln, ist in der ganzen Rezeption des vorliegenden Märchenstoffes ein Sonderfall. Am besten lässt sich die Theateraufführung mit einer Schüleraufführung oder einer Märchenvorstellung für ein breites Publikum vergleichen. Das liegt an der Anhäufung divergierender Elemente, aber auch inhaltlich weicht das Stück ab. Denn es ist einerseits grosspreussisch-nostalgisch, andererseits christlich-verzeihend eingestellt, und das führt zu einer fast unerträglichen Mischung aus Verbrechen, Verzeihen ohne Sühne und Verdrängung im historischen Kontext der Bundesrepublik Deutschland in den Fünfzigerjahren. Man merkt die Absicht und ist verstimmt. Die Musik des damals ganz jungen Jürg Baur ist leider nicht registriert worden. Das Stück ist politisch, indem die Nachkriegsjahre mit Heimatvertriebenen, einer wachsenden lutheranisch-evangelischen Minderheit und neu geschaffenen Arbeitersiedlungen gegenwärtig werden. Das fünfte und letzte Werk ist der in Farbe gedrehte und 1951 von Radio Lausanne inaugurierte Spielfilm *Barbe-bleue* von Christian-Jaque. Dabei vergleicht Hiltbrunner die französische Version und ihre Rezeption im französisch-sprachigen Raum mit der deutschen Version und ihrem deutlich geringeren Erfolg im deutschsprachigen Raum. Filmtechnisch ist das Vorhandensein zweier Versionen ein Glücksfall. Politik spielt hier insofern eine Rolle, als Christian-Jaque für die Vichy-Regierung arbeitete und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch immer als Filmregisseur tätig war. Sein gegückter Seitenwechsel zur Libération stimmt nachdenklich. Sein bevorzugtes thematisches Gebiet waren Märchenstoffe, und dies mag die lange Erfolgsperiode dieses Regisseurs erklären. (An der Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass in Osteuropa während des Kalten Krieges Märchenfilme in vergleichbarer Weise produziert wurden.)

Hiltbrunners umfassende und gleichzeitig fokussierte Studie ist auch ein Stück Zeitgeschichte, die Lektüre ein Gewinn.

PAULA KÜNG-HEFTI

Lötschentaler Museum (Hg.): Ein Künstler und sein Tal. Albert Nyfeler 1883–1969.

Baden: hier + jetzt, 2019, 224 S., Ill.

Der Maler, Alpenkenner, -liebhaber und Sammler Albert Nyfeler erhält ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod einen wunderschönen Bildband gewidmet – fundiert kommentiert, wie er schon längst fällig gewesen wäre! Diesen Band, herausgegeben vom Lötschentaler Museum, wage ich (frei nach Maurice Chappaz) als das «Familienalbum unserer Berge»⁸⁶ zu bezeichnen, in dem eine spätere und nochmals stärker urbanisierte Gesellschaft blättern kann und wird! Dieses «Album» leistet vorwiegend in Bildern, was Richard Weiss und Arnold Niederer mit ihren Schriften getan haben. Damit trägt es bei zur Aufarbeitung nicht nur des theoretischen Wissens zur alpinen Kultur, sondern auch zum Umgang mit ihr, ihrer Erforschung, ihrer Verherrlichung und Konservierung:

- in Bildern mit einer sprechenden Auswahl von Nyfelers Gemälden, Skizzen und Fotografien
- anhand ausgewählter Objekte aus seiner Sammlung (bereits durch Nyfeler dem Tal vermacht, was nach seinem Tode Arnold Niederer und der Verein zur Förderung des Lötschentaler Museum realisiert haben)
- und mit knappen, dafür umso treffenderen Texten.

In dieser Manier hatte schon Nyfeler selbst mit Stift und Pinsel und «seiner kleinen schwarzen Kodak» (so Chappaz) seine Zeitgenossen von der «Anderswelt

86 Zitiert von Hugo Loetscher in *Geheimes, unheimliches Lötschental*. Neue Zürcher Zeitung, Nr. 6, 8./9. 1. 1977, S. 55 f.

der Alpen»⁸⁷ wenigstens noch träumen lassen! Wenn Nyfeler vor bald 100 Jahren seinen Zeitgenossen gefallen hat mit seinen Zeugnissen sich verändernder Landschaften in den Alpen, speziell im Lötschental, verschwindender Kulturgüter und sich an die Moderne anpassender Verhaltensweisen der Talleute, so bringt das Lötschentaler Museum uns heute anhand der von Thomas Antonietti als «visuelle Autobiografie» bezeichneten Texte und Abbildungen zum Reflektieren und Staunen über Tatbestände, Persönlichkeiten, Zeitenläufe und deren Potenziale.

Einerseits Albert Nyfeler: Sohn seiner Zeit mit Diensterfahrung in den Lazaretten des Ersten Weltkriegs (den wir heute als «traumatisierten Jugendlichen» bezeichnen würden), ist er für damalige Verhältnisse auf seinen Lehr- und Wanderjahren jenseits der Schweizer Grenze ziemlich weit herumgekommen. Er zieht ins entlegene Tal ein, verheiratet mit einer gläubigen und praktizierenden, aber nicht katholischen Frau und einem einzigen Kind, seiner Tochter «Rehli»: ein höchst ungewöhnlicher Lebensstil, der im Tal kaum anders aufgefasst werden kann denn als unträgliches Symbol für die «falsche Welt» da draussen. Andererseits die Honoratioren im Tal: Der mächtige Prior und andere Autoritäten erteilten dem talentierten und umgänglichen Zuzüger Aufträge. Sie hatten den nötigen Weitblick, den weisen, respektvollen und dem Tal tief verbundenen «Üsserschwyzer» in ihre Gemeinschaft einzubinden. Seine Anwesenheit lockte Besucher aus der ganzen Schweiz und von weiter her ins Tal – unter ihnen namentlich einen jungen Mann, der Nyfeler zur Hand ging: Arnold Niederer, der sich auf Nyfelers Hinweis hin ein altes Haus kaufte (das heutige Arnold-Niederer-Haus in Ferden), auf dessen Rat die akademische Laufbahn einschlug und als Alpenkenner seinesgleichen sucht – ein

87 Vgl. ebd.

zweiter Kenner und Förderer des Lötschentals mit zufällig denselben Initialen?

So trugen nicht nur Nyfelers Werk in Bildern jeglicher Art sowie sein zugewandter und hilfsbereiter Umgang mit allen, denen er begegnete, dazu bei, Lötschen zu einem weltoffenen und fortschrittlichen Alpental werden zu lassen – wie es die Abbildungen und Texte im Buch bezeugen. Nicht zuletzt gehört Thomas Antonietti ein Dankeschön, weil er verwahrt, auswählt und (be)schreibt, nicht nur weil er es wissen muss in seiner professionellen Rolle als Verantwortlicher für das immaterielle Kulturerbe im Kanton Wallis, sondern auch weil er sich seit Jahrzehnten für seinen Heimatkanton mit Leib und Seele einsetzt.

MAJA FEHLMANN

Néprajzi értesítő 2016.

Budapest: Néprajzi Múzeum 2017. 168 S., ill. (Annales musei ethnographiae, 98).

Der 98. Band des *Ethnographischen Jahrbuchs* (Budapest) enthält Artikel zu verschiedenen Themen, doch konzentriert er sich im letzten Viertel (S. 123–157) auf die Person des ethnografischen Forschers Zsolt Csalog (1935–1997). Die Würdigung ist eine Nachlese zu seinem 80. Geburtstag, der mit einem Gedenktag am 24. Mai 2016 im Ethnografischen Museum in Budapest begangen wurde. Hier sind die Vorträge abgedruckt, die zu seinen Ehren gehalten wurden: Pócs, Éva: Zsolt Csalog, der ethnografische Forscher; Tarnoki, Judit: Zsolt Csalog, der Archäologe; Szuhaly, Péter: Zsolt Csalog und die Zigeuner; Sedlmayr, Krisztina: Zsolt Csalog, der Körbe-Forscher.

Der diesem Forscher gewidmete Teil trägt den programmatischen Titel: Zsolt Csalog's vergessene Werke (S. 123), wobei dieser Titel ohne Erwähnung im Inhaltsverzeichnis bleibt. Csalog und seine Beiträge zum Fach der Vergessenheit zu entreissen,

ist das erklärte Ziel der vorliegenden Ausgabe. Jeder der Vorträge hebt einen bestimmten Aspekt der komplexen Persönlichkeit des Geehrten hervor. Éva Pócs war seine erste Frau und die Mutter ihrer beiden Kinder. Sie studierten gemeinsam an der Universität von Budapest, und sie begleitete ihn nach Szolnok, wo er am János-Damjanich-Museum zu arbeiten anfing (1960–1966). Er wechselte danach nach Budapest an das Ethnografische Museum (1966–1970) und konzentrierte sich auf ethnografische Fragen: Er machte vergleichende Studien zur Strohflechterei (Körbe, Teppiche) unter Einbezug finn-ugrischer symbolischer Objekte, er kartografierte systematisch Friedhöfe für den archäologischen Atlas Ungarns (seine Systematik gilt bis heute als Grundlage der Archäologie) und speziell für das Komitat Szolnok, und er interessierte sich für die Ethnologie der Gegenstände im Allgemeinen; so untersuchte er im Besonderen traditionelle Transportmittel im bäuerlichen Alltag.

Drei der gehaltenen Vorträge widmen sich seinen ethnografischen und archäologischen Arbeiten. Hingegen sollte dieser Forscher noch ein Potenzial in ganz anderer Richtung entwickeln. Im Dezember 1970 meldete sich bei ihm der Soziologe István Kemény und gewann ihn für die Sache der Zigeuner. Csalog verliess sofort das Ethnografische Museum, wo er keine feste Stelle innehatte, und engagierte sich fortan für gesellschaftliche und politische Fragen. Finanziell sollte er bis zu seinem Tod Schwierigkeiten haben. Seine erste Ehe zerbrach: Er sollte in der Folge noch drei Mal heiraten. Er schrieb Essays, Interviews, Zeitungsartikel, Novellen und einen Roman. Ausserdem adaptierte er eigene und fremde Geschichten für die Bühne und gründete das Roma Press Informationszentrum Radio C, um die Anliegen der Zigeuner journalistisch professionell zu unterstützen. Mit nur 62 Jahren starb er nach längerer schwerer Krankheit.

Es ist der Beiträger Péter Szuhay, der sich mit diesem wichtigen Aspekt in Csalogs Lebenswerk befasst. Zu den Zigeunern und ihren Lebensbedingungen gesellte sich auch sein Engagement für Obdachlose und Migranten. Sein letztes Werk (eine Erzählung, adaptiert für die Bühne als Monodrama) heisst *Bitteres Glück (Keserü boldogság)* und basiert auf dem Interview mit einer mutigen, obdachlosen Frau in New York, die er in den Achtzigerjahren traf, als er öfters in den Staaten weilte. Mit der Wende 1989 («rendszerváltás») kam Csalog zurück nach Ungarn. 1991 erhielt er den Déry-Tibor-Preis, 1992 den József-Attila-Preis.

Zu den weiteren Themen des Jahrbuches sei auf eine Arbeit über finn-ugrische Motive und Symbole hingewiesen, auf zwei Arbeiten über Textilien aus Haromszék (Rumänien) und über Heiligenbilder eines Ikonostas aus Măramaros (ebenfalls Rumänien), die im Besitz des Ethnografischen Museums sind, sowie auf zwei Artikel, die Katalin Petrich, Zeichenlehrerin und Malerin, porträtieren. Die Bedeutung der Volkskunst in der Kunsterziehung in der Zwischenkriegszeit kam schon in früheren Jahrbüchern zur Sprache. Zusammenfassend kann man sagen: Es sind traditionelle Themen, die zum Profil dieser Institution gehören und die für das Verständnis der Ungarn für ihre eigene Kultur identitätsstiftend sind.

PAULA KÜNG-HEFTI

Schmidt-Lauber, Brigitta: Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen.

Wien: Böhlau, 2018, 215 S.

Der Sammelband *Andere Urbanitäten*, der auf eine Tagung des Wiener Institutes für europäische Ethnologie im Oktober 2015 zurückgeht, hat zum Ziel, die *Pluralität des Städtischen* aus empirisch-kulturwissenschaftlicher Sicht aufzuzeigen. Damit wird

ein Gegenpol zum in der Tagung und in der Einleitung des Bandes konstatierten «Metrozentrismus» der Stadtforschung gesetzt, also zur hauptsächlichen Beschäftigung mit «Großstädten, mit großen bis sehr großen Städten» (Schmidt-Lauber, S. 9). «Mittelstädte», wie sie die Herausgeberin Brigitta Schmidt-Lauber in ihren Forschungen zum Thema macht, und Kleinstädte jenseits von Metropolen hingegen seien in der Forschung zur Urbanität bislang kaum beachtet worden. Dieser Diagnose lässt sich nicht nur für den deutschsprachigen Raum zustimmen, wie Schmidt-Lauber in ihrer Einleitung mit Bezug auf Jennifer Robinsons Konzept der «ordinary cities» ausführt. Sie ist anschlussfähig an frühere und aktuelle Forderungen, auch den regionalen Kontext urbaner Metropolen (Richard E. Blanton oder Heinz Schilling), Urbanität als Wahrnehmungsdispositiv jenseits der Stadt (Thomas Hengartner) und Peripherien des Urbanen (Johanna Rolshoven) zum Forschungsgegenstand zu machen. Gegenwärtig jedoch liegen Arbeiten zur «Urbanität als spezifische Form des städtischen Lebens» (S. 9) aus unserem Fach ganz überwiegend für Städte wie Berlin, Wien, Dresden, Hamburg, München oder Zürich vor – Städte im Übrigen, die auch Standorte empirisch-kulturwissenschaftlicher Institute sind. Ausnahmen hierzu gibt es ebenso wie personelle, forschungspragmatische und theoretische Gründe für eine Überbetonung von Grossstädten in der Stadtforschung.

Ein Erklärungsansatz für den konstatierten Mangel an Dichte an Arbeiten jenseits des Metrozentrismus wird im Band mit der Einleitung von Brigitta Schmidt-Lauber, einem Kommentar von Moritz Ege und einer Replik der Herausgeberin diskutiert. Schmidt-Lauber argumentiert, dass ein normativer Urbanitätsbegriff dazu führt, dass kleine und mittlere Städte aus dem Fokus der Stadtforschung geraten. Die Normativität des Begriffes ergibt sich

der Einleitung folgend vor allem daraus, dass positive Zuschreibungen sich auf Metropolen, nicht aber auf *andere Urbanitäten* beziehen, dabei Vorstellungen von Modernität einschliessen, ökonomisch in Wert gesetzt und im Sinne eines urbanen *imaginaire* besonders attraktiv sind und als Leitbild für Stadtplanung eingesetzt werden können. Hingegen müsse es darum gehen, «verschiedene Logiken städtischen Lebens» (S. 10) aufzuzeigen und Urbanität als «Erfahrungskategorie» (S. 11) nicht nur auf Grossstädte zu beziehen, um die «Praktiken der Produktion und Spezifizierung von Städtischem in verschiedenen sozialen Feldern» sowie die «Lokalisierung einer Stadt in Relation zu anderen Räumen» (S. 16) vornehmen zu können. Dieser Forderung möchte man auch deshalb zustimmen, weil «Urbanität» aus fachlicher Perspektive schlecht als essenzielles Merkmal einer Stadt, sondern eher als Konstruktionsleistung oder Wahrnehmungsdispositiv verstanden werden kann. Ob die Raumfixierung auf als urban konnotierte Städte, etwa in der Forschungsförderung, solchen alltäglichen Konstruktionen folgt, einer theoretischen Engführung geschuldet ist oder die konstatierte Attraktivität der «wirklich urbanen» Städte als pragmatische Raumgebundenheit Grund für den Bias der Stadtforschung ist, müsste wissenschaftsgeschichtlich oder -politisch geklärt werden. Dazu müsste zudem beantwortet werden, gegen wen oder was sich die Kritik an einem normativen Urbanitätsbegriff genau wendet: Gegen eine theoretische Setzung, gegen forschungspragmatische Entscheidungen einzelner Akteure oder gegen eine Forschungslandschaft, die den positiven Bezug auf das Urbane reproduziert, der doch in vielen Alltagskontexten ebenso negativ gewendet werden kann und auch wird? Die Einleitung legt eine Mischung aus diesen unterschiedlichen Faktoren nahe. Der Kommentar von Moritz Ege setzt überwiegend an der Dimension der theo-

retischen Engführung ein und bietet einen breiten Überblick über normative Dimensionen von Urbanität. Vor dem Hintergrund der DFG-Forschungsgruppe «Urbane Ethiken» differenziert er zwischen «ethischen Fragen in der Stadt», «Ethiken unter urbanen Bedingungen» (S. 180 f.) und einer «Ethik des Städtischen» (S. 184), also der Vorstellung einer «gute[n] und richtige[n] städtische[n] Lebensführung» als «urbane Lebensweise», die etwa in emanzipatorischen Urbanitätskonzepten der 1970er- und 1980er-Jahren eine Rolle spielen (S. 188).

Der Kritik am normativen Gehalt des Urbanitätsbegriffes setzt er entgegen, dass anders als in der *queer* oder *postcolonial theory* mit Normativität keine Gewaltausübung (im Sinne zwanghafter Anpassung an Normen) verbunden sei (S. 172 f.). Mit diesem Verweis auf die andere Qualität der Normativität von Urbanität wird zwar Forschungen jenseits des Metrozentrismus die «politische Dringlichkeit» abgesprochen (ebd.), nach Lesart des Rezensenten nicht aber die Legitimität solcher Studien per se. Hier wäre etwa eine Antwort des Kommentators auf die Replik der Herausgeberin, die eine «Absprache der Legitimität eines Forschungsanliegens» vermutet (S. 194), hilfreich gewesen, um den Verlauf der Diskussionen der zugrunde liegenden Tagung besser einordnen zu können.

Mit dem Konzept der «Mittelstadt» beschäftigen sich neben der Einleitung, in der das entsprechende Forschungsprojekt von Brigitta Schmidt-Lauber in seiner Anlage und seinen Grundzügen skizziert und wesentliche Charakteristika von Mittelstädten vorgestellt werden, zwei weitere Beiträge der ProjektmitarbeiterInnen Anna Eckert und Georg Wolfmayr. Eckert macht die narrative Rechtfertigung der Wohnortwahl unterschiedlicher BewohnerInnen von Hildesheim zum Thema und zeigt auf der Basis von Interviews auf, wie die Mittelstadt als «Ermöglichungsort», «Arbeitsort», «Herkunftsor», «Aufstiegs-

ort» oder «Transitort» gedeutet wird. Mit Bezug auf Bourdieu wird der Wohnsitz dabei zusammen mit der sozialen Stellung diskutiert. Die «Suche der Menschen nach einer bestimmten Passung mit einem Ort» (S. 122) drückt sich nach Eckert durch verschiedene «Arrangements zwischen sich und dem Wohnort» (S. 132) aus, wobei – im Sinne der Mittelstadtforschung – die Grösse oder Kleinheit der Stadt einen wichtigen Deutungsrahmen für das Verhältnis zwischen «Ortswahl und Selbstbild» (S. 122) darstellt. Offen bleibt im Rahmen des Beitrags leider, welche anderen Faktoren oder Deutungsrahmen für das Verhältnis zwischen Ort und Status in der von Eckert durchgeführten Forschung genutzt werden, wie also mittelstädtisches Leben als Lebensweise über die Ortsgebundenheit hinaus konfiguriert ist – dies ist vermutlich dem thematischen Zuschnitt des Bandes zuzurechnen. Der Beitrag von Wolfmayr untersucht die Entwicklung der Mittelstadt Wels in Oberösterreich und zeigt, wie in der Entwicklung der Stadt unterschiedliche Planungsdimensionen wirkmächtig werden und welche sozialen Implikationen mit «zu gross» oder «zu klein» visionierten Entwicklungsprojekten einhergehen. Überzeugend wird das Konzept der «scale» als «ineinander verschachtelte Hierarchie räumlicher Ebenen sozialen Handelns» (S. 90) eingesetzt, um «verschiedene Positionen» von Städten «in unterschiedlichen Feldern» wie Verwaltung oder Bildung (S. 91) wie auch die unterschiedlichen Massstäbe der Stadt im zeitlichen Verlauf fassen zu können. Ertragreich wäre hier eine Erweiterung des theoretischen Bezugs hin zur anthropologischen Beschäftigung mit *scale* als soziale und kommunikative Praxis gewesen, wie sie etwa Carr und Lempert⁸⁸ ausgearbeitet haben. Auch in Wolfmayrs Beitrag wird mit

88 Carr, E. Summerson; Lempert, Michael (Hg.): *Scale. Discourse and Dimensions of Social Life*. Berkeley 2016.

Bourdieu die Ansicht vertreten, dass sich «Menschen über Städte und Stadträume definieren und ihre soziale Position durch Wohn-, Arbeits- und Urlaubsorte zum Ausdruck bringen» (S. 91). Dies ist sicherlich eine eingängige Vorstellung, die in den Fallbeispielen des Beitrags von Eckert auch plastisch wird. Etwas vernachlässigt wird dabei jedoch, wie diese Setzung empirisch hinterlegt ist und wie AkteurInnen sich *in realiter* über örtliche Zuschreibungen und andere Faktoren tatsächlich «definieren» oder ihre Position aktiv «zum Ausdruck bringen». Dies suggeriert eine Wahlfreiheit, sich auch den ‹passenden› Ort aussuchen zu können, blendet Zwänge und Kämpfe um räumlichen Zugang aus und fällt letztlich auch hinter die – sowohl von Eckert als auch von Wolfmayr – überzeugend geschilderten Dynamiken der Aushandlung von örtlicher Zugehörigkeit aus, bei denen Rationalisierungen, Emotionalisierungen, Zwänge und Zufälle zusammenkommen.

Der Beitrag von Thomas Hengartner über Davos als «temporäre Stadt» macht die Vielschichtigkeit von Städten deutlich. Zeitlich begrenzte Zuschreibungen an eine Stadt – Davos als «Stadt in den Alpen», «Kur- und Gesundheitsstadt», «Hotel- und Kongressstadt», «Sportstadt», «Wissenschaftsstadt und -ort» und «temporäre Global City» (S. 78 f.) – stellen demnach nicht nur Zwischenutzungen dar, sondern wirken sich dauerhaft auf den Charakter einer Stadt aus. Damit werden auch Konzepte *eines* Habitus und *einer* Eigenlogik von Städten als «Phänomen von Dauer» (S. 77) auf die Probe gestellt. Bezuglich der Temporalität von Urbanität weist Hengartner darauf hin, dass nicht nur Wachstum und Entwicklung von Städten (S. 81), sondern ebenso Phasen der Verdichtung oder Entspannung berücksichtigt werden müssen.

Weitere Beiträge des Bandes widmen sich am Beispiel Tokios der Pluralität des Städtischen in einer Stadt (Evelyn Schulz), urbanen Konflikten in Städten in Afrika und

dem Fortwirken kolonialer Strukturen (Kirsten Rüther) sowie Inszenierungen des Familienlebens und der Notwendigkeit der Erweiterung der Stadtforschung auf Randbezirke von Grossstädten (Alexa Färber). In zwei Beiträgen aus stadtplanerischer Perspektive werden die interventionistische Methode des «Direkten Urbanismus» zur Generierung von Ideen über städtische Zukünfte vorgestellt (Barbara Holub und Paul Rajakovics) und ein Argument für eine holistische Stadtentwicklung gemacht, die sich auch wirtschaftlich positioniert (Ton Matton).

Mit *Andere Urbanitäten* liegt ein lebenswerter Sammelband vor, der zum einen die Stadtforschung um Perspektiven jenseits der ‹üblichen› Städte erweitert, dabei zum anderen aber auch zahlreiche theoretische und thematische Impulse setzt.

STEFAN GROTH

Simek, Rudolf: Trolle. Ihre Geschichte von der nordischen Mythologie bis zum Internet.

Köln: Böhlau, 2018, 254 S., Ill.

«Troll dich, du drollige Trulla!» Den Trollen entkommt niemand. Überall lauern sie uns auf. Sie entstammen der grauen Vorzeit, doch auch in unserer durchtechnisierten Welt sind sie allgegenwärtig. In Sprache – wie auch in Realität? Rudolf Simek zeigt in seinem spannenden Buch über Trolle auf, wie sich diese Figuren der nordischen Mythologie im Laufe der Zeit transformiert und schliesslich sogar Eingang ins Internetzeitalter gefunden haben. Mit seiner Bonner Professur für «Ältere Nordistik mit Einschluss des Nordischen» ist Simek der ideale Fachmann dafür, das unheimliche Wesen der Trolle zu erforschen.

Die Gestaltung des Buches ist sehr verführerisch – oder sollte man eher sagen: abschreckend? Der Einband ist nämlich haptisch ansprechend gestaltet: Ein lederartiges Papier weckt die Assoziation von

der runzigen Haut eines wilden Wesens. Dazu schimmert im grünlichen Zwielicht auf dem Umschlag das fahle Antlitz eines Trolls, der uns mit seinem einzigen, unheimlich gelb leuchtenden Auge anstarrt. Als Echo schwebt über seinem Haupt der bleiche Vollmond sowie der Schriftzug «TROLLE» im selben hellen Gelb. Das Sujet stammt von Theodor Kittelsen, einem norwegischen Künstler, der sich auf Märchen und Sagen und insbesondere auf Trolle spezialisiert hatte.

Ein Grundzug der Entwicklung der Trollfigur ist deren «zunehmende Verniedlichung». Der Autor gibt denn auch seinem Missfallen und seiner Frustration darüber deutlich Ausdruck, da diese Entwicklung für einen Mediävisten wie ihn «eine Pervertierung des ursprünglichen skandinavischen Konzepts von Trollen» sei (S. 9).

Doch zurück zum Start in die graue Vorzeit, zu den Anfängen des Troll(un)wesens. Das Buch ist streng chronologisch aufgebaut, was es der Leserschaft erleichtert, den Überblick über die vielfältige Familie der Trolle zu bewahren. Zwölf Kapitel von unterschiedlicher Länge führen die Leserschaft bis in die aktuellste Zeit. Die ersten Spuren finden sich in der nordgermanischen Mythologie. Trolle wurden damals recht unbestimmt als gefährliche, riesengrosse Wesen beschrieben, die – wenn weiblich – Wölfe als Reittiere benutzen. Einen Troll zu definieren, ist gar nicht so einfach. Simek reduziert die vielen Definitionen sinnvollerweise auf deren fünf. Zusammengefasst ist der Troll «ein jenseitiger, grosser und den Menschen gefährlicher Bewohner der Berge» (S. 68). Eine allgemeine wissenschaftliche Definition, der sich auch Simek anschliesst, besagt: «Ein Troll ist ein zauberkundiges Wesen, ob nun menschlich oder nicht-menschlich.» (S. 18) Das Spektrum ist also weit und reicht so von grobschlächtigen Menschen über Riesen hin zu monströsen Tierwesen. Trolle und Riesen stehen in

einem unklaren Verhältnis, sie sind nicht identisch, aber verwandt. Der Hauptunterschied ist, dass Riesen im Gegensatz zu den tumben Trolle weise sein können.

In den isländischen Sagas des Mittelalters erscheinen Trolle als Wiedergänger, Untote, rastlose Totengeister oder generell unchristliche Dämonen. Ihr Aussehen wird pauschal als hässlich beschrieben. Sie haben eine dunkle Haut, überlange Nasen und weitere verunstaltete Gesichtsteile sowie harte Köpfe. Die Namen der Trolle sind bezeichnend: Lederhaube, Riesenochse, Fellwickel, Ledernase oder Eisenschädel. Durch Kenntnis der damals sicherlich furchteinflößenden, heute jedoch eher lächerlich wirkenden Namen erlangt man wie beim *Rumpelstilzchen* Macht über die Trolle. Ein eigenartiges Merkmal ist die Vielköpfigkeit, die zwischen zwei und fünfzehn oder noch viel mehr Köpfen umfassen kann. Speziell ist die Funktion der Trollfrauen. Sie sind nicht einfach nur eine Art böse Hexen, sondern dienen Menschenmännern als Ziehmütter, hilfreiche Töchter oder Geliebte und sind sagenhafte Helferinnen mit Zauberkräften, oft unterlegt mit einer erotischen Komponente. In diesem umfangreichen Sagateil, Simeks Spezialgebiet, wirken die vielen Episoden, Namen und Aufzählungen manchmal verwirrend und langatmig, doch sind diese sich wiederholenden Elemente auch ein typisches Merkmal der Sagas.

In den mittelalterlichen isländischen Sagas gab es eine Vielfalt von Trollerzählungen. Zwar wurden sie später nicht völlig vergessen, doch erst im 19. Jahrhundert kam es zu einer Wiedergeburt in Form von Märchen und Sagen. Gleichzeitig erfolgte zu Simeks grossem Bedauern eine Transformation der Figur. Man muss seither unterscheiden zwischen dem traditionellen westnordischen Typ (Island, Norwegen) und den neuartigen ostnordischen Trolle (Schweden, Dänemark). Im Gegensatz zu den eigenbrötlerischen, gefährlichen Rie-

sen in der einsamen Natur sind letztere ein geselliges, zwergenhaftes Wichtelvölkchen, das bevorzugt in (Grab-)Hügeln wohnt. Diese Hügeltrolle gleichen also eher Elfen und Kobolden. Einziges gemeinsames Merkmal der beiden Trolltypen ist, dass sie ausserhalb der christlichen menschlichen Gemeinschaft stehen. Das Festhalten am alten Typ Troll in Norwegen und Island steht im Zusammenhang mit der Nationenbildung. Weiter begegnen den Trolle in den Märchen neue Gegner, eine Art «männliche Aschenputtel», die die Trolle «mit Hausverstand und Mutterwitz» besiegen können (S. 109).

Bedeutend sind die Illustrationen dieser Trollmärchen. Verschiedene Künstler wie der erwähnte Theodor Kittelsen (1857–1914) oder Erik Werenskiold (1855–1938) und John Bauer (1882–1918) prägten nachhaltig unsere Vorstellungen, wie Trolle aussehen. Generell sind diese nun klar keine Menschen mehr, sondern tierhafte Wesen. In Kinderbüchern kommt es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer weiteren Verharmlosung und Infantilisierung der ehemals riesigen und gefährlichen Trolle. Eine Pionierrolle hatte Tove Jansson mit ihren bekannten Mumintrollen inne. Trolle sind nun kindergross oder noch kleiner und ihre Andersartigkeit wird reduziert auf spitze Ohren, grosse Nasen, Tierschwänze und Felle. Beim Kommentar dieser Entwicklung zeigt sich deutlich der Kulturpessimismus des Autors. Der geschmacklose Gipfel der Verharmlosung sind für ihn die Souvenirtrolle aus Kunststoff, die er als «nichts ausser hässlich» bezeichnet (S. 168). Doch kritisiert Simek damit nicht die dem Troll per se inhärente Hässlichkeit, sondern die Lieblosigkeit der von der Tourismusindustrie geschaffenen Kitschfiguren.

In der folkloristischen Tradition Skandinaviens gehören Trolle seit dem späten 19. Jahrhundert zum «Motivinventar» und sie fanden mit der Bekämpfung der inneren

Trolle auch Eingang in die Psychologie. Der Begriff «Troll» war damals im Deutschen oder Englischen noch unbekannt und nicht Teil der weltweiten Populärkultur. Massgeblich mitverantwortlich für diese Popularisierung der Trolle war J. R. R. Tolkien als Vater der Fantasyliteratur. In der Folge erschien in diesem Genre eine Unzahl von Büchern und Filmen, in denen Trolle eine Rolle spielen, und auf welche Simek ausführlich eingeht. Dieser Teil des Buches ist meiner Meinung nach zu ausführlich geraten, besonders, wenn nach einer Romanbeschreibung das Fazit folgt, dass Trolle dort nur am Rande vorkommen. Bei den vielen Aufzählungen und Details kommt es teilweise auch zu Wiederholungen.

Zwei Ausblicke beschliessen die Chronologie der Trolle: Simek weist darauf hin, dass in ganz Skandinavien viele Landschaftselemente wie Felsen oder Wasserfälle mit dem Namenzusatz «Troll» versehen wurden, nämlich immer dann, wenn sie bizarre und merkwürdige Formen aufweisen. Als Abschluss folgt ein Blick in die dunkle Welt der Internettrolle, die in bösartiger Absicht destruktive Kommentare abgeben, und der Patentrolle, die hart an der Grenze der Legalität Lizenzgebühren einfordern für angebliche Leistungen, die sie tatsächlich bloss abgekupfert haben.

Sehr hilfreich ist das Glossar von Fachausdrücken und Figuren, die im Text eingeführt und fürderhin verwendet werden und Laien nicht geläufig sind (zum Beispiel Skalden oder Kenningar). Allerdings sollte das Glossar wie auch der Index umfangreicher sein. So werden einige – echte wie fiktive – Personen ein paar Mal erwähnt, doch man findet sie nicht verzeichnet (etwa Beowulf oder Olaf Tryggvason). Auch mehrmals verwendete Namen von mythologischen Wesen wie Disen, Hulden oder Thursen findet man leider nicht. Dazu gibt es allgemein gewisse Redundanzen, die man hätte vermeiden können. Als Fazit lässt sich sagen, dass das reich bebilderte

Buch sowohl Laien wie Fachpersonen grossen Lesespass bereitet und mit vielen wissenswerten und erstaunlichen Details aufwartet. Dies zu einer allgemein bekannten literarischen Figur, die im Laufe der Zeit völlig unterschiedlich imaginiert, differenziert und umgedeutet wurde.

CHRISTOPH LANTHEMANN

Thadden, Elisabeth von: Die berührungslose Gesellschaft.

München: Beck, 2018, 205 S.

«Als Lehrerin», so vor kurzem eine Bekannte, «darf ich heute ein Kind auf keinen Fall mehr berühren.» Egal ob ein trostbedürftiges Kind in die Arme geschlossen oder ob ihm für eine besonders gelungene Arbeit anerkennend auf die Schulter geklopft wird – beides könnte heute, je nach Betrachtungsweise, als potenziell verwerflich betrachtet werden. Diese nüchterne Aussage ergibt sich als fast logische Konsequenz gesellschaftlicher Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Zu Recht endlich geahndete pädophile Neigungen und Vergehen, nicht nur, aber auch in der katholischen Kirche, komplizieren den alltäglichen Umgang mit Kindern und Jugendlichen seitens Betreuungs- und Lehrkräften. Die Me-too-Bewegung ist ein weiterer Strang, der die mediale und juristische Auseinandersetzung mit unerwünschten sexuellen Avancen bis Vergewaltigungen logarithmisch verstärkt und in die Öffentlichkeit katapultiert hat. Diese aktuelle Gemengelage und die sie begleitenden Bestrebungen, Berührungen zu disziplinieren und zu sanktionieren, rücken den Umgang mit unseren bzw. anderen Körpern aus dem Bereich des ‹Einfachen›. Dies ist der Kontext, in welchem die vorliegende, fundierte und sehr viel breiter gefasste Annäherung an das Berührtwerden bzw. den Schutz davor erscheint. Das Recht auf einen unversehrten Körper, als eine der «fragilen Errungenschaften der

Moderne» (S. 14), stellt gleichzeitig eine Verunsicherung dar. Denn: Neben dem Recht, nicht berührt zu werden, steht die Erkenntnis, dass Berührung eine essenzielle Komponente menschlichen Gedeihens darstellt.

Elisabeth von Thadden ist promovierte Literaturwissenschaftlerin und als Literaturredakteurin bei der Wochenzeitschrift *Die Zeit* tätig. Der Begriff Sachbuch erscheint mir zu trocken für ihre mit viel Sensibilität verfasste Erkundung eines sehr komplexen Clusters von Praxen, Bedürfnissen, Rechtsetzungen und Gefühlen. Sie entstand im Rahmen der Senior Fellow Affiliation der Autorin am Kolleg Postwachstumsgesellschaften an der Universität Jena (www.kolleg-postwachstum.de). Hier begann sie sich auseinanderzusetzen mit der Frage, wie wir in eine Gegenwart geraten sind, in welcher das Spannungsverhältnis entstand zwischen freiwilliger, gar unreflektierter Nähe und der Sorge um den Erhalt des individuellen, berührungs- und vor allem gewaltfreien körperlichen Raumes. Ihr Weg in das Thema gleicht demjenigen einer Alltagsforscherin: Aus vielfältigen Notizen zu medialen und realen Beobachtungen erwuchs die Neugierde, diese Spannung zu kartieren und multidimensional zu vertiefen.

Das Buch gliedert sich in vier Kapitel; in jedem werden eigene Überlegungen, verarbeitete Gespräche mit Experten und Expertinnen, Einblicke aus belletristischen und anderen Literaturen ebenso wie Auseinandersetzungen mit historischen Marken und gesetzlichen Errungenschaften in gut portionierten Abschnitten vorgestellt. Gemeinsam münden diese Teile in die Frage, wo wir uns unsere Unnahbarkeit rechtlich absichernden Menschen noch nahbar sein können. Von Thadden beginnt mit «Fingerspitzengefühl»: Hier werden die alltäglichsten Aspekte, getragen durch den Tastsinn, quasi als Anmoderation für die weiteren Überlegungen, ausgebreitet. Fin-

gerspitzengefühl als Begriff vereint bereits das Einhergehen von tatsächlichem Fühlen und Befühlen mit Manieren und Takt. Nicht einzige Sexualität, sondern Kuscheln und massierendes und heilendes Wohltuern gehören in dieses Feld, das in eines der kritischsten Gegenwartsprobleme führt: Die Pflege beziehungsweise der Mangel an Pflegekräften, die Reglementierung von Pflegeaufgaben, zu welchen streichelnde Zuwendung nicht gehört, und an deren Mangel einsame, nicht nur pflegebedürftige und nicht nur alternde Menschen leiden.

Beeindruckend ist sodann der Sprung im zweiten Teil zuerst zurück in die Nachkriegszeit und die Schaffung von Grundrechten, die ein Recht auf körperliche Unversehrtheit garantieren und wo «die Antwort auf den Zivilisationseinbruch» ein Menschenbild hochhielt, «in dem der Schutz menschlicher Würde höchste Priorität genoss» (S. 56). Als Vorgeschichte zur Deklaration der Menschenrechte von 1948 führt die Suche sodann weiter zurück, zu den Revolutionen des 18. Jahrhunderts, wo 1791 eine *Bill of Rights* in den USA und als Folge der Französischen Revolution eine zunehmende Erweiterung von einklagbaren Rechten für zuvor davon ausgeschlossene Gruppen in Frankreich griffen. «Menschenrecht und Gefühl gaben miteinander ein ideales modernes Paar», schreibt von Thadden und nutzt Stränge jüngerer Geschichtsschreibung, um die Entfaltung von Mitgefühl nachvollziehbar zu machen, als eine «historische Neuerung der Gefühlswelt» in einer Zeit, in welcher sich Individuen zunehmend «als je eigene, auch räumlich von anderen getrennte Einheiten erfahren» (S. 63). Dass diese Ideale in der zwischenmenschlichen Praxis lange Zeit keine Umsetzung fanden, bleibt nicht ausgespart: Körperzüchtigung quer durch die sozialen Schichten hielt sich als Erziehungs- und Strafnorm bis tief in das 20. Jahrhundert und zierte geradezu auf Schmerz und Verletzung.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit Raum, räumlicher Dichte und Nähe. Aus verschiedenen biografischen Quellen und Filmen wird die einstige Normalität gedrängtester Wohnverhältnisse in Erinnerung gerufen und unter dem Titel «Beinfreiheit für den Körper» kontrastiert mit den heute erwarteten (eigenen) Zimmern und abschliessbaren Türen. Auf dieser Hintergrundfolie entfalten sich zum einen die Diskussionen um Hunderttausende von Flüchtenden, die in dieser Wohlstandserrungenschaft aufscheinen und als Beengung empfunden werden, wiewohl sie vornehmlich in Containern und umfunktionierten Hallen untergebracht wurden. Daneben werden Phänomene wie das *tiny house* mit Minimalraum auf Rädern sowie Monaden als Einsiedler der Spätmoderne angesprochen – beides in unterschiedlicher Weise Formen materieller und geistiger Auseinandersetzung mit der Vereinzelung von Körpern im Raum. Der letzte Teil thematisiert «das gejagte Selbst» unter der «Alles oder nichts»-Perspektive. Wie durchgängig im ganzen Buch gelingt es von Thadden im Gegenüberstellen und Verweben von Essentiell aus einschlägigen literarischen Werken – hier ist es Büchners *Lenz* – und Gegenwartsphänomen, die schmale Linie zwischen selbst gezogenen Berührungsgrenzen und den Gefahren der Entfremdung auszuleuchten.

Die berührungslose Gesellschaft liest sich zügig und regt zur weiteren Beschäftigung an. Das Buch ist reich an Anknüpfungspunkten für eine empirische Kulturwissenschaft, für die die aufgegriffene Thematik ein sehr wesentliches Forschungsfeld darstellt. Dieses kann und sollte methodisch vielfältig beforscht werden und bietet Chancen für interdisziplinäre, durchaus auch praxisorientierte Zusammenarbeit.

REGINA F. BENDIX

Eingesandte Bücher

- BACHMANN-GEISER, Brigitte: Geschichte der Schweizer Volksmusik. Basel: Schwabe, 2019, 400 S., 2 CDs, Ill.
- BALLENBERG. FREILICHTMUSEUM DER SCHWEIZ (Hg.): Ballenberg. Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz. Bern: Haupt, 2019, 197 S., Ill.
- BÜRKERT, Karin und Matthias MÖLLER (Hg.): Arbeit ist Arbeit ist Arbeit ist ... gesammelt, bewahrt und neu betrachtet. (Sonderband des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2019, 240 S., Ill.
- BÜRKERT, Karin, Alexander ENGEL, Timo HEIMERDINGER und Markus TAUSCHEK (Hg.): Auf den Spuren der Konkurrenz. Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Münster: Waxmann, 2019 (Freiburger Beiträge zur Kulturanthropologie, 2), 292 S.
- CRESS, Torsten: Sakrotopie. Studien zur materiellen Dimension religiöser Praktiken. Bielefeld: transcript, 2019, 240 S.
- ECKERT, Anna: Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit. Berlin: Panama, 2019, 288 S.
- EGGMANN, Sabine, Birgit JOHLER, Konrad J. KUHN und Magdalena PUCHBERGER (Hg.): Orientieren & Positionieren – Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945. Münster: Waxmann, 2019 (culture [kylty:r] Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9), 448 S.
- ESS, Richard van: Der Underground war amerikanisch. Vorbilder für die deutsche Undergroundpresse. 595 S., Ill. (Sonderband des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2019, 595 S., Ill.
- GROTH, Stefan, und Linda Martina MÜLLI (Hg.): Ordnungen in Alltag und Gesellschaft. Empirisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven. Würzburg: Königsbrunnen und Neumann, 2019, 340 S.
- GÖTZ, Irene (Hg.): Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München: Antje Kunstmann, 2019, 317 S.
- HÄGELE, Ulrich (Hg.): Heinz Pietsch. Fotografien 1950–1989. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2019 (Sonderband des Instituts für Medienwissenschaften der Universität Tübingen), 128 S., Ill.
- HAHMANN, Helen: Wir singen nicht, wir sind die Jodler. Ethnologische Perspektiven auf das Jodeln im Harz. Dissertation Halle 2015. Münster: Waxmann, 2018 (Internationale Hochschulschriften, 647), 188 S., Ill.
- HAMRA, Sulamith: Projekt «Integration». Berliner Stadtteilmütterprojekte als Aushandlungsräum städtischer Integrationspolitik. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2019 (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 6), 376 S.
- HEGNER, Victoria: Hexen der Grossstadt. Urbanität und neureligiöse Praxis in Berlin. Habil. Göttingen 2018. Bielefeld: transcript, 2019 (urban studies), 330 S.
- KOCH, Georg: Funde und Fiktionen. Urgeschichte im deutschen und britischen Fernsehen seit den 1950er Jahren. Diss. Potsdam 2018. Göttingen: Wallstein, 2019 (Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert, 11), 376 S., Ill.
- KOPPETSCH, Cornelia: Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter. Bielefeld: transcript, 2019, 288 S.
- LVR-TEXTILMUSEUM UND TEXTILFABRIK CROMFORD (Hg.): Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus. Ratingen: LVR-Industrie-

- museum, Textilfabrik Cromford, 2018, 417 S., Ill.
- MAASE, Kaspar: Populärkulturforschung. Eine Einführung. Bielefeld: transcript, 2019, 290 S.
- NIEBLING, Laura: Rockumentary. Theorie, Geschichte und Industrie. Marburg: Schüren, 2018 (Marburger Schriften zur Medienforschung, 79); 412 S., Ill.
- NIESS, Birgit: Lampedusa in Hamburg. Wie ein Protest die Stadt bewegte. Eine Ethnografie. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2019 (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 7), 396 S.
- POPAL-AKHZARATI, Karima: Inkludierte Exkludierte. Studentische Verhandlungsweisen von Rassismus und Rassismus-Erfahrungen. Göttingen: Göttinger Universitätsverlag, 2019 (Göttinger Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 8), 101 S.
- SAINI, Pierrine und Thomas SCHÄRER: Das Wissen der Hände. Die Filme der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) 1960 bis 1990 / Gestes d'artisans. Les films de la Société suisse des traditions populaires de 1960 à 1990. Diss. Basel 2015. Münster: Waxmann, 2019 (Culture [kylty:r], 8), 819 S., Ill.
- SCHICHO, Susanne: Hundemenschen. Multi-species Family Lives und ihre biografischen Folgen. Kromsdorf: Jonas Verlag, 2019 (Grazer Beiträge zur Europäische Ethnologie, 24), 104 S.
- SCHIMEK, Michael und Cai-Olaf WILGEROTH (Hg.): 4 Wände. Von Familien, ihren Häusern und den Dingen drumherum. Das Einfamilienhaus in Deutschland seit 1950. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 15. April 2018 bis 31. Januar 2019. Münster: Waxmann, 2019, 288 S., Ill.
- SCHLÄPFER, Franziska (Hg.): Auftritt Appenzell. Zürich: Scheidegger & Spiess, 2018, 240 S., Ill.
- ZÜGER, Andrea: Leben schreiben. Eine qualitative Studie zu Praktiken des autobiografischen Schreibens. MA-Arbeit Universität Zürich 2018. Zürich: Chronos, 2019 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 24), 104 Seiten.

Stand, 31. Juli 2019